

Geschichten und Erzählungen.

Die Heirath im Schuldgefängnisse.

Lady G** gehörte zu ihrer Zeit in London zu den berühmtesten, und zwar erstens ihrer Schönheit, zweitens ihrer genialen Einfälle, und drittens ihres noch genialeren Schuldenmachens wegen. Sie verließ sich in letzterem Punkte auf ihren künftigen reichen Herrn Gemahl, und daß ihr ein solcher nicht entgehen könne, war sie, eingedenk ihrer Reize, fast überzeugt. Nur Eines hatte sie vergessen, dieses Etwas, das schöne Weib so leicht übersehen, daß nämlich die Jugend nicht ewig, und die Schönheit nicht länger als die Jugend währet. So geschah es denn, daß sie ihre Ansprüche nach den Schmeicheleyen ihrer Anbether bildete, und folglich sehr hoch hinaus wollte. Ehe sie sich's versah, hatte sie es zu einem gewissen Alter, aber immer noch zu keinem Manne gebracht. Die Hoffnung blieb ihr indessen treuer, als ihr Schmeichlerheer; die Lady lebte nach wie vor der festen Ueberzeugung, daß ihre Schönheit noch immer die alte sey, während sie schon allgemein eine alte Schönheit hieß. Unter solchen Verhältnissen brachte die Lady es dahin, daß sie eines Morgens die Entdeckung machte, sie habe nur noch 500 Pfund im Vermögen, aber vierzig Tausend Pfund Sterling Schulden; am Abend nach dieser fatalen Bemerkung saß sie trotz Geist und Schönheit im Londoner Schuldgefängnisse, und obenein mit der Aussicht, daß ihr Aufenthalt in demselben etwas langwierig und langweilig werden dürfte. — Zu der Zeit, von der hier die Rede ist, ließen sich alle Ladies in Newgate das Haar von dem Barbier des Hauses machen, welcher der schönste Haar- und Bartkünstler der ganzen Stadt London, im Uebrigen aber ein armer Teufel war. Er hieß Paddy Philan, war ein Irländer von Geburt, und aus Liebhaberey ein großer Bewunderer des schönen Geschlechtes. — Eines Morgens war er mit dem Haare Mylady's beschäftigt, und machte über den anziehenden Kopf seine stillen Bemerkungen, als die stolze Dame zum ersten Male eine Frage an ihn richtete. Paddy war durch diese unverhoffte Gnade angenehm überrascht; denn Lady G** war Vorkamerin der schönsten Zähne und des zauberndsten Lächeln von der Welt.

„Nicht war, Mr. Paddy, Sie haben noch keine Frau?“ — „Das hat noch gute Wege, Mylady; ein

armer Teufel, wie ich . . .“ — „Hätten Sie wohl Lust, sich bald zu verheirathen?“ — „Alle Wetter, Mylady, will eine Aente nicht schwimmen?“ — „Sie haben also ihre Wahl schon getroffen?“ — „Gott, ja, Mylady; haben Sie nie von Katharine O'Reilly reden hören? Ihr Vater ist mit Mr. O'Denaghem in Donaville verwandt, welcher der Geschäftsmann von Mr. Murphy ist, dem Hausmeister des Lord Kingtown und . . .“ — „Gut, Mr. Paddy,“ unterbrach die Schöne dem gesprächigen Haarünstler, „ich weiß genug. Aber schüßte das Mädchen ein, wenn Sie um sie anhielten?“ — „Das käme auf den Versuch an.“ — „Weshalb machten Sie den Versuch nicht?“ — „Sehr einfach, weil ich noch keine Frau ernähren kann,“ antwortete Paddy mit einem Seufzer. — „Möchten Sie wohl reich werden?“ — „Ob ich, Mylady? O, welche Frage!“ — „Wenn ich Sie reich machte, würden Sie sich erkenntlich zeigen?“ — „Was denken Sie von mir? Sehe ich aus wie die Undankbarkeit? . . . Aber Mylady scherzen ja nur. Wie käme ich zu der Ehre . . .“ — „Keine Complimente, keine Weitschweifigkeiten, Mr. Paddy. Hören Sie, wollen Sie mich zur Frau haben?“ — „Straf mich Gott, ein solches Anerbieten wies der Großmogul nicht von der Hand!“ — „Schön, Mr. Paddy, wenn Sie mich morgen heirathen wollen, so gebe ich Ihnen tausend Pfund.“ — „Tausend Pfund, Mylady? Tausend Pfund!“ rief Philan, um die freiste Dame herumtanzend. — „Tausend Pfund; aber nur unter gewissen Bedingungen.“ — „Und diese wären?“ — „Daß Sie mir schwören, mich nach der Hochzeit nie wieder sehen, noch mich als Ihre Frau reclamiren zu wollen.“ — „Um, hm, ehrlich gestanden, das gefällt mir nicht recht,“ wandte Paddy ein, dem die schönen Zähne und das freundliche Lächeln der Lady den Kopf verdreht hatten. — „Aber denken Sie doch an Katharine O'Reilly! Mit dem Gelde, das Sie von mir ausbezahlt erhalten, können Sie das Mädchen heirathen.“ — „Sie haben recht, Kitty hatte ich in der ersten Freude rein vergessen. Das wäre Alles sehr schön, aber die Bigamie, Mylady, die Bigamie!“ — „Unnütze Sorgen! Es kann mir nie in den Sinn kommen, deshalb gegen Sie klagbar zu werden. Aber vergessen Sie nicht, daß Sie mir schwören, mich nach der Trauung niemals Ihre Frau zu nennen, noch von unserer Angelegenheit

etwas verlauten zu lassen. Im entgegengesetzten Falle würden Sie sich um ihre Katharine bringen.“ — „Ich würde kein Narr seyn, zu schwagen.“ — „Also bey Leben und Seligkeit; Sie halten Wort?“ — „So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, und den Galgen nicht liebe!“ — „Es bleibt dabey! Da haben Sie eine Zehnpfundnote; Sie kaufen die Erlaubniß; für das Uebrige lassen Sie mich sorgen.“ — Paddy erhielt das Geld nebst den nöthigen Papieren und Andeutungen, und erschien, wie zu seiner Ehre angeführt werden muß, am folgenden Morgen auf die Minute bey Lady C**, bey der er zwey Gentlemen traf. — „Haben Sie den Erlaubnißschein, Mr. Philan?“ — „Zu dienen, Mylady,“ antwortete Paddy, indem er ihr denselben einhändigte. — Mylady reichte das Actenstück einem der anwesenden Gentlemen, der es aufmerksam las; hierauf ließ sie ihre beyden Bedienten hereinrufen, und sagte zu dem lesenden Herrn in der Perücke: „Sir, vollziehen Sie die Ceremonie.“ — Und der Gentlemen that, wie ihm befohlen worden, so daß nach zehn Minuten der ehrsame Barbier des Londoner Schuldgefängnisses, Mr. Paddy Philan, der legitime Gemahl der schönen, lebenswürdigen Lady C** war. „Schön, bester Paddy,“ sagte die Neuvermählte mit dem geistreichen Lächeln, während Sie dem Herrn Gemahl ihre wirklich ausgezeichnet schöne Hand zum Kusse reichte. — „Haben Sie jetzt die Güte, mir den Trauschein auszustellen,“ sagte Sie zu dem Gentlemen, der die Ceremonie vollzogen hatte und ein anglikanischer Geistlicher war. Der alte Gentlemen stellte den Schein aus, verneigte sich tief bey der Fünfspundnote, welche ihm für seine Mühewaltung gereicht wurde, und empfahl sich mit seinem Sacristan.

Während Paddy wie im Traume da stand und, nicht wissend, was er thun oder lassen sollte, die Lady anlächelte, gab diese dem einen Bedienten Befehl, den Gefängnißwärter zu rufen. — „Wollen Sie die Güte haben,“ sagte Lady C**, als derselbe vor ihr stand, mit der einschmeichelndsten Stimme von der Welt, „wollen Sie die Güte haben, mir einen Wagen kommen zu lassen, da ich auf der Stelle das Gefängniß zu verlassen wünsche.“ — „Mylady scheint zu vergessen, daß Sie vierzig Tausend Pfund zu zahlen hat, ehe ich Sie los lassen darf.“ — „Ich bin eine verheirathete Frau, Sir! Es steht Ihnen frey, meinen Mann hier zu behalten, aber nicht mich. Ich habe das Geseß für mich.“ So redend lächelte sie ihren Neuvermählten wieder an; diesmal aber fand derselbe das Lächeln keineswegs bezaubernd, sondern er fühlte sich durch diese Wendung so entzaubert, daß ihm die Augen übergingen. — „Mylady scherzt! wir wissen zu gut, daß Sie nicht verheirathet sind.“ — „Ich bin aber verheirathet, Sir!“ — „Wo ist denn Ihr Mann?“ — „Hier, Sir!“ antwortete sie,

auf den barbierten Barbier zeigend, der vor Schrecken stumm, wie ein Fisch dastand. „Und hier mein Trauschein! Meine beyden Bedienten waren die Zeugen. Jetzt, Sir! wagen Sie es noch, mich nur eine Minute auf Ihre Verantwortung und Gefährde hin hier fest zu halten?“ Der Mann des Geseßes starrte die seine Lady betroffen an; Paddy wollte reden, konnte aber nicht zu Worte kommen. Ein Advocat, der sich gerade auf der Treppe des Gefängnisses befand, wurde zu Rathe gezogen, und erklärte, der Fall sey sonnenklar. Kurz, eine halbe Stunde nach der Trauung war Lady C** frey, und ihr legitimer Gatte, Mr. Philan, Insaße des Schuldgefängnisses wegen der runden Summe von 40,000 Pfund Sterling. — Der arme Paddy rieb sich den Kopf; denn es war ihm Alles, wie im Traume, und die Gläubiger theilten seine Illusion. Am folgenden Tage versammelten sich die reichen Gentlemen der City, und faßten in Anbetracht der teuflischen Art, wie sie um ihr Geld gebracht worden, einmüthig den Beschluß, den Stellvertreter der schlauen Lady Zeit seines Lebens in Newgate schwachen zu lassen. Nach der ersten Hitze wurde indessen der Beschluß in Anbetracht von Paddy's Armuth und Unschuld dahin geändert, den Sumpel kaufen zu lassen, um nicht noch mehr unnütze Ausgaben zu veranlassen. — Vierzehn Tage nach dieser glücklichen Wendung saß Paddy wieder bey seinem Feuer, das sehr hell brannte, und überdachte wehmüthig die curiose Geschichte, in der er die Hauptrolle gespielt hatte, als der Briefträger einen Brief brachte, den ersten, den er in seinem Leben erhielt. Da das Lesen seine starke Seite nicht war, so eilte er mit dem Schreiben zu einem guten Freunde, welcher ihm vorlas, wie folgt: „Sehen Sie nach Donnerolle und heirathen Sie getrost Ihre Katharine. Sind Sie getraut, so ist Ihr Glück gemacht. Aber wenn Freyheit und Leben Ihnen lieb sind, so lassen Sie sich von dem Bewußten nie etwas merken, da es mir leicht wäre, Sie in eine sehr bedenkliche Lage zu versetzen. Daß ich ohne Ihre Schuld nie Veranlassung nehmen werde, Sie jemahls zu beunruhigen, dürfen Sie mir zutrauen. — Schicken Sie mir Ihren Trauschein, so erhalten Sie umgehend die verheißene Summe. Anbey als Abschlagszahlung fünfzig Pfund. C**.“ — Paddy that, wie ihm geheißen werden. Abends trank er sich einen Rausch, und da er sich durch diese Sinprobe überzeugt hatte, daß er selbst im begeisterten Zustande reinen Mund zu halten wisse, so reiste er nach Cork, heirathete Katharine O'Reilly, und erstelt richtig die Tausend Pfund ausbezahlt. Späterhin übernahm er in der Grafschaft Limerick eine Pachtereey, wurde ein musterhafter Hauswirth und Gemann, und vergaß seine erste Frau so gänzlich, daß er der zweyten auf dem Todtbette zum ersten Mahle den Vorfall gestand. Katharine verzieh ihm in Erwä-

gung seines sonst musterhaften ehelichen Lebens, konnte es aber nach dem Begräbnisse nicht übers Herz bringen, das Geheimniß so treu, wie ihr seliger Paddy zu bewahren, indem sie sich mit der Bemerkung tröstete, die Sache habe jetzt ja keine Gefahr mehr. Lady C* hatte nie wieder etwas von sich hören lassen, was sehr natürlich zunging, weil sie mit den ihr geliebtenen 40000 Pfund Sterling auf den Continent gegangen war, wo sie mit 48,000 Gulden lebte, wie viele reiche Engländerinnen.

Die Maus.

(Rheinländische Sage nach Victor Hugo.)

Der Rhein vereinigt Alles in sich, der Rhein ist rasch wie Rohne, breit wie die Loire, eingengt wie die Maas, geschlängelt wie die Seine, klar und grün wie die Somme, historisch wie die Tiber, königlich wie die Donau, geheimnißvoll wie der Nil, goldführend wie ein Strom Amerika's, reich an Sagen und Geistern, wie ein Fluß Asiens.

Am rechten Rheinufer bey Andernach liegt zwischen Eichen und Weinreben das mahlerisch schöne Dörfchen Belmich, dessen römischer Thurm heut zu Tage erbärmlich verschnitten und ausgebeffert ist, während er noch vor wenig Jahren mit vier Thürmchen, wie eine Ritterburg, besetzt war. Ueber dem Dörfchen erhebt sich fast senkrecht eine jener Lavawände, die das Ansehen haben wie mitten entzwey gehauene Baumstämme. Auf dieser vulkanischen Gruppe steht aus demselben Steine und von derselben Farbe eine Burgruine, wie ein natürlicher Auswuchs des Berges. Diese ist für die Landleute der Aufenthalt von Gespenstern und grauenerregenden Sagen. Da gibt es lebende Flammen, die sich Tags über in den unzugänglichen unterirdischen Höhlungen verbergen, und des Nachts auf der Höhe des großen runden Thurmes sichtbar werden. Dieser ist aber nichts anders, als die Verlängerung über die Erde und der Ueberbau eines ungemein tiefen Brunnens, welcher jetzt verschüttet ist, und sich ehemals durch den ganzen Berg, und tiefer als der Rhein herabsenkte.

Im vierzehnten Jahrhunderte hauste auf Belmich Ritter Runo von Falkenstein, ein Sproßling jener rohen und wilden Naturen, welche horsten in Basalten und Buschwerk, wohl verschanzt auf ihren Nestern, von ihren gleichgesinnten Dienern mit slavischer Anhänglichkeit bedient, dem Kaiser und Reiche Hohn sprachen. Jagd und Trinkgelage waren sein einziges und größtes Vergnügen. Mit Jagen nahte der Pilger dem Bereiche seiner Burg, denn längst schon hatten er und seine wüsten Gesellen die ganze Umgegend durch Raub- und Mordthaten in

Furcht und Schrecken gesetzt. In jenen tiefen Brunnen ließ dieser Wüthrich jeden Gefangenen, selbst seine eigenen Vasallen, wenn sie ihm mißfielen, ohne Weichte und Absolution hinunter stürzen.

Eine Stunde oberhalb dieser, noch im dreizehnten Jahrhunderte kleinen Feste, lag die stattliche Burg des reichen Ritters von Kakenellenbogen, welche unter dem Landvolke der Kürze wegen die Kake, so wie jene Falkensteins die Maus genannt wurde. Schon längst hegte der Raubritter den heißen Wunsch, sich in Besitz dieser festen Burg zu setzen, fühlte sich aber zu schwach, um es in offener Fehde mit dem mächtigen Nachbar aufzunehmen; Verrath mußte ihm zu deren Besitz verhelfen, damit er dann ungefährdet den ganzen Rheingau mit seinen Raubgenossen befehlen könne. — Ohne vorhergegangene Krankheit starb plötzlich der alte, kinderlose Ritter von Kakenellenbogen. — In der Nacht, als das Burggesinde in tiefer Trauer über den Verlust des allgemein geliebten Herrn an seinem Sarge im Gebethe versammelt war, wurde die Burg unvermuthet von vermurtem Raubgesindel überfallen und nach kurzem Gesetze beynähe alle treuen Diener des Verbliebenen ermordet; nur wenige entrannen dem gräßlichen Murbade. Mit allen Nachbarn im tiefsten Frieden lebend, wurde es den Räubern leicht, die auf einen nächtlichen Ueberfall nicht vorbereitete, und ihres geliebten Herrn verlustige Besatzung zu überrumpeln. — Bey Anbruch des Tages war Ritter Falkenstein Herr und Besizer der herrlichen Feste.

Im Kreise seiner jubelnden Raubgenossen erklärte er mit frechem Spotte, daß nun die Maus die Kake gefressen habe. — Von nun an trieb er es immer ärger; er beherrschte von seinen Burgen Berg und Thal, verammelte alle Wege, besteuerte alle Kaufleute, die von St. Gallen oder Düsseldorf kamen, schloß den Rhein mit langen Ketten, und schickte stolze Herausforderungen an die nachbarlichen Städte. Als einstens Andernach, welches sich nicht stark genug fühlte, beim Kaiser Hülfe suchte, brach der Raubgraf in ein Loch aus, und ritt an nächsten Patronsfeite zum Turnier der Stadt auf seines Müllers Esel hinab.

Zu jener Zeit gab es auf dem Glockenthurme zu Belmich eine silberne Glocke, geschenkt und geweiht von Winfried, Bischof von Mainz, im Jahre 740; — eine merkwürdige Zeit, wo Constantin der sechste römische Kaiser zu Constantinopel war. — Diese Glocke wurde niemals, als nur zum vierzigstündigen Gebethe geläutet, wenn ein Ritter von Belmich schwer krank oder in Gefahr zu sterben lag. — Falkenstein, der weder vor Gott noch vor dem Teufel Scheu trug und eben des Geldes benöthigte, verspürte eine große Lust nach dieser schönen Glocke. — Er ließ sie aus dem Glockenthurme holen,

und in sein Schloß bringen. Der Prior von Welnich fühlte sich dadurch gekränkt, stieg in Ornat und Stola zu dem Burgherrn hinauf, und verlangte bey Anrohung des Kirchenbannes seine Glocke zurück. Falkenstein lachte laut auf, und rief: „Du willst deine Glocke? — wohlan, du sollst sie haben und sie soll dich nicht mehr verlassen.“ — Er sagte es und ließ den Priester, mit der Glocke an seinen Hals gebunden, in den Brunnen des Thurmes stürzen. Dann wurden auf Geheiß des Burgherrn über den Priester und die Glocke große Steine geschüttet, und der Brunnen sechzig Ellen hoch ausgefüllt. —

Wenige Tage später wurde der Ritter plötzlich krank. Als die Nacht heran kam, hörten der Astrolog und der Arzt, die bey dem Ritter wachten, mit Schrecken die Schläge der silbernen Glocke aus der Tiefe der Erde herauf tönen — des andern Morgens war Falkenstein todt. — Als die Nachricht seines Todes bekannt wurde, vereinigten sich Andernach, St. Goar und mehrere andere Städte des Rheingaus, erkürten die beiden Raubnester, zerstörten dieselben, und ließen die Ruinen als stumme Zeugen jener rauhen und unruhvollen Vorzeit stehen. — Seit jener Nacht hört man alljährig, wenn der Todestag des Ritters wiederkehrt, in der Nacht die silberne Glocke im Innern des Berges erklingen, und Landleute und Wanderer sehen dann den Schatten des Raubritters am Rande des Brunnenthurmes händerringend wandeln. —

Dies ist die Sage am Rheine von der Rahe und der Maus.

Thürkönigs Geburt, Erziehung und Reise.

(Ein Schwank von Johann Reinhart.)

In einer südlichen Gegend Deutschlands befanden sich vor dreyßig Jahren im Städtchen A. zwey Liebende, oder besser gesagt, zwey Brautleute, welche in drey Tagen das Fest ihrer Verbindung feyern wollten. Es schien sich auch kein Hinderniß zu zeigen, der Bräutigam hatte den Brautschmuck, und die Jungfer Braut alle gehörigen üblichen Kränzchen, Armbänder und Blumensträuße herbeigeschafft. Die Hochzeitgäste waren sämmtlich geladen, Kranzjungfer und Brautführer gewählt, und ein solides Mahl zur Erhöhung der Freuden bey dem Hofeste im nächsten Wirthshause bestellt.

Nachdem Braut und Bräutigam, so wie alle geladenen Gäste von den nichtgeladenen Bewohnern des Städtchens gehörig recensirt, und in tausend Besprechungen rüchtig durchgehohelt waren, kam der ersuchte Hochzeitstag.

Um zehn Uhr Vormittag kündete das Geläute aller Glocken in der Pfarrkirche des Städtchens das Hochzeitamt, und die darauf folgende Verlobung des angehenden

Ghepaares an. Der Himmel schien aber sein Mißfallen gegen diese Verbindung laut erkennen zu geben. Ein fürchterliches Ungewitter überstreich den Horizont, und während die Hochzeitgäste vom etwas entfernten Gasthause, wo man ein tüchtiges Gabelfrühstück eingenommen hatte, in die Kirche zog, entluden sich die schwangern Gewitterwolken plötzlich ihrer ungeheuern Last; Blitz folgte auf Blitz, und Schlag auf Schlag schoß derselbe seine glühenden Pfeile nahe am Städtchen nieder.

Das bürgerliche Brautpaar und alle Hochzeitgäste wurden daher bis auf die Haut durchnäßt. Einige alte Weiber behaupteten einstimmig, daß dieses schreckenvolle Ungewitter auf eine unglückliche Ehe des angehenden Ghepaares schließen lasse. Nachdem unter Mitwirkung des siebenzigjährigen Schullehrers, des Mesnerssohnes und des Nachwächters, dann der sechzigjährigen Schullehrerin ein feyerliches musikalisches Hochamt mit Trompeten und Pauken abgehalten war, kam es zur Trauung. Seither ging noch alles in Ordnung, als aber der Priester die üblichen drey Fragen an den Bräutigam richtete, wo das gewöhnliche dreywähliche „Ja“ als Antwort vernommen wird, ertönte hier aus dem Munde des Bräutigams das Wörtchen „Nein.“

Alle Hochzeitgäste standen wie versteinert da, und die Braut, welcher das dreywähliche Jawort wie glühende Kohlen auf der Zunge saß, ward so blaß, wie ein ungeschminktes Mitglied einer herumziehenden Schauspielertruppe.

Die Trauung war also aufgehoben, und als man den Bräutigam um die Ursache seiner Weigerung fragte, antwortete er phlegmatisch: „Ich habe mich plötzlich entschlossen, zeitlebens ledig zu bleiben.“

Nun ging die Versammlung aus einander mit trüben Gesichtern, und das Hochzeitmahl ward abgeschafft.

Die Erbraut war natürlich am meisten bestürzt, denn ihr geträumtes Gheglück war in Nichts zerfloßen, und das einzige Gerede und Gespötte im Städtchen war sie. Daher sann sie Tag und Nacht auf Mittel, sich dieser Schande, wie sie es nannte, zu entledigen, und wirklich fiel ihr in der darauf folgenden dritten Nacht um die Geisterstunde ein Plan ein, der vielleicht gelingen könnte, und wodurch sie ungeachtet des Widerwillens ihres Ghehofften dennoch die Heirath erzwecken werde.

Sie begann die Ausführung folgendermaßen:

Früh Morgens besuchte sie ihren Erbräutigam, stellte sich vor ihm wie eine Verzweifelte, drohte, sich selbst das Leben gewaltsam zu nehmen, wenn sie in dieser schwachen Lage bleiben müßte, &c.

„Ich kann dir aber nicht helfen!“ antwortete der Erbräutigam, „denn ich habe fest beschloßen, zeitlebens ledig zu bleiben.“ — „Du kannst es,“ sprach sie etwas ge-tröstet, „auch wenn du mich nicht ehelichest.“

„D dann mit Vergnügen,“ erwiderte der Treulose, „bin ich bereit dir aus der Verlegenheit zu helfen, laß einmahl hören, was hast du vor? Eröffne mir dein Plänchen.“

„Wir geben vor,“ begann sie, „uns aufs Neue zu ehelichen, und zwar ohne Prunk und Hochzeitschmaus. Du zeigst dich aber vollkommen entschlossen und beantwortest die Fragen des Priesters bey der Trauung ganz gewiß mit dreymahligem fingirenden Ja; ich aber werde bey dieser zweyten Trauung statt Ja Nein sagen, dadurch komme ich zu der Ehre, diesmal die Spröde spielen zu dürfen, wir sind so ledig wie vorher, und haben einander Gleiches mit Gleichem vergolten.“

„Dein Vorhaben soll geschehen, ich will dich dadurch rechtfertigen; tritt sogleich Anstalten zur Ausführung“ antwortete der Hagestolz.

Nun wurden aufs Neue wieder einige Gäste zur Hochzeit geladen; man gab vor, sich plötzlich wieder zur Ehe gegenseitig entschlossen zu haben; die Braut suchte sogleich ihre Kränze und Sträußchen wieder hervor; und der zweyten Trauung schien kein Hinderniß entgegen zu seyn. Daß dieses Schrittes wegen der Pöbel des Städtchens sehr die Nase rümpfte, läßt sich denken.

Bey der nächstfolgenden zweyten Trauung, welche die Braut besonders mit größter Sehnsucht, der Bräutigam aber mit gewohntem Phlegma erwartete, beantwortete Letzterer auf die bewussten Fragen des Priesters richtig ganz geduldig sein fingirendes dreymahliges Jawort, in der festen Hoffnung, daß seine Braut Nein sagen werde.

Aber wer beschreibt das Erstaunen des Bräutigams, als seine Ehehälfte auf die dreymahligten Fragen auch ein dreymahliges Ja antwortete.

Durch diesen Kniff war also die Ehe geschlossen, und der Bräutigam gleich einem Sumpel gefangen. Er gestand selbst in späterer Zeit einem seiner besten Freunde, daß ihm bey diesem Vorfalle zu Muth war, wie einem Fuchs, der sich im Eisen gefangen hat, und dann von seinem Fallenleger geknebelt und gebunden lebend nach Hause gebracht wird. Dessen ungeachtet ließ er sich, um nicht öffentlich verlacht zu werden, so wenig als möglich merken, und ertrug sein unabänderliches Schicksal mit ehemännlicher Geduld.

Jene oben bemerkten weisfagenden alten Weiber aber stellten sich nach der Trauung im Zirkel herum, und behaupteten fest und einstimmig, daß dieser verhängnißvoll zusammengepfropfte Ehebaum nur unvollkommene Früchte tragen werde. Ob diese alten Sybillen wahr prophezeiten, wird die Folge weisen.

Im ersten Jahre ging das kleine Vermögen des neuvermählten Ehepaars durch eine im Städtchen ausgebrochene Feuersbrunst in Flammen auf. Dazu kam noch, daß die Gattinn unsers Helden ihn mit einem hol-

den Sproßling erfreute, gerade in dieser Schreckenszeit, wo Noth und Glend im Städtchen einander die Hände reichte. Was war zu thun, um die Familie wenigstens kümmerlich zu versorgen? Der Erwerb des Gatten war wegen Mangel des Geldes zur Anschaffung der nöthigen Erwerbsproducte ganz gesperrt, und borgen wollte der armen Familie Niemand, weil selbe keine Hypothek leisten konnte.

Das Resultat dieser großen Verlegenheit war, daß jedes der Eheleute in einen abgesonderten Dienst trat, und ihren kleinen Sproßling einem von dortiger Gegend drey Stunden entfernten edlen Menschenfreunde, einem reichen Gutsbesitzer, Namens Hülfreich des Nachts heimlich vor die Hausthüre legten.

Im Städtchen verbreiteten die isolirten Aeltern, daß sie ihren Sproßling einem ihrigen, weit entfernten Verwandten zur Erziehung gegeben hätten.

Die Familie war also ganz zertheilt. Daher folgen wir in der Erzählung dem versetzten Kleinen.

Der acht Wochen alte Säugling schrie und weinte so gewaltig an der Thürschwelle des Gutsbesitzers, daß sämmtliche Domestiken zur Hausthüre liefen, den Findling von seinem harten Lager befrehten und zu ihrem Herrn Principal trugen. „Behalten wir den armen Wurm,“ sprach der brave Gutsbesitzer Hülfreich zu seiner Frau, „und erziehen wir ihn, denn vermuthlich hat Noth und Glend die Aeltern des Kindes gezwungen, den armen Kleinen der Güte anderer Menschen zu überlassen.“

Man durchsuchte nun die wenige Wäsche, worin der Kleine gewickelt war, und fand einen Zettel folgenden Inhalts:

„Da wir Aeltern ohne Geld, Verdienst und Mittel sind, So spenden wir dem reichen Herrn Hülfreich unser Kind.“

Weiter unten am Zettel stand der Geburts-Datum des Kindes und die Worte: „Getauft mit dem Nahmen Joseph.“

Das Schicksal des Findlings war zu dessen größtem Glück entschieden, denn er befand sich unter der Obforge eines edlen, großmüthigen Menschenfreundes, welcher sogleich eine eigene Wärterinn aufnahm, und den Kleinen trefflich pflegen ließ.

Der Sproßling vom verhängnißvollen Ehebaumstamme nahm trefflich zu an Alter, wie an Größe des Leibes, und mit 5 Jahren war er schon im Stande, jeden Hund, jede Katze, jeden eingeferkelten Vogel so zu quälen und zu necken, daß alle diese Thiere sich vor diesem kleinen Belzebub von weitem fürchteten. Ferner war in der Scheune kein so hoher Punct, im nahen Wäldchen kein Baum, wo der kleine fünfjährige Thürkönig (so hatte ihn sein Pflegevater getauft) nicht bis zum Wipfel wegen Erstürmung eines Vogel- oder Eichhörnchen-Nestes geklettert wäre.

Bald darauf mußte er die hohe Schule des Städtchens, welche sich im Dachzimmer befand, besuchen, um die Anfangsgründe der Ausbildung, nämlich Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen. Er zeigte in Allem Fähigkeiten; als ihm aber der alte Schullehrer auch Musikunterricht geben wollte, bemerkte derselbe bald, daß der Junge schlechtes Musikgehör habe; doch wußte der Alte auch hier Rath. Er quälte den jungen Anhänger Terpsichorens nicht lange mit Erlernung künstlicher Musikinstrumente, sondern schaffte eine Drehorgel an, und — wer könnt' es glauben? So wie Paganini die künstlichsten und schwierigsten Musikstücke auf einer Saite seiner Violine spielte, so spielte unser junger Virtuos ohne früheren Unterricht die schönsten Walzer auf seiner Drehorgel mit einer — Hand.

Als der Knabe in dieser Lehranstalt also in Allem ausgebildet war, befiel ihn der Herr Gutsbesitzer zu Hause, prägte ihm heilsame Lehren für sein ganzes Leben ein, und bildete ihn so viel möglich durch Privatunterricht zu einem tüchtigen Oekonomie- und Speculanten aus.

Plötzlich aber richtete der verheerende Sensesmann sein Mordwerkzeug zuerst auf die hochzuverehrende Frau Gemahlinn des Gutsbesitzers, und bald darauf auf den allgemein geschätzten und geliebten Gutsbesitzer selbst. Er starb, beweint von allen, welche ihn kannten. Reichen war er freundschaftlicher Gesellschafter, der Mittelklasse wohlmeynender Rathgeber, und Armen Helfer und Wohlthäter.

Am meisten aber kränkte dieser Verlust unsern Abenteurer Joseph Thürkönig, denn dieser hing mit ganzer Seele an seinen Wohlthätern.

Zum größten Glück des Letztern fand sich aber beim Verlasse der Seligen ein Codicill vor, welches unter andern Folgendes enthielt:

„S. 6. Unserm Pflege Sohne Joseph Thürkönig gehört nach unserm Tode unser Landgut Wildhausen, jedoch mit dem Bemerkten, daß derselbe gleich nach unserm Tode zu Fuße in die Fremde reiset, um in verschiedenen fremden Städten und Marktflecken noch mehr nützliche Kenntnisse und Erfahrungen zu ernten. Daher soll er ein volles Jahr zu diesem Zwecke in der Fremde verweilen. Als Reisegeld soll ihm (Thürkönig) von meinen Universalerben ein besonderes Legat von 6000 fl. C.M. ausbezahlt werden.“

Man stritten in dem Innern des Legatars Seelenschmerz um die geliebten Pflegeältern, und Freude über deren güte Gesinnungen hinsichtlich des Vermächtnisses wechselweise miteinander. Er war jetzt 17 Jahre 5 Monate alt, gesund und gut gewachsen, seine Wangen glihen einer halb aufgeblühten Rose, und sein blaues Auge sprühte Jugendfeuer.

„Ich will sogleich den testamentarischen Auftrag meines Erziehers und Wohlthäters genau vollziehen,“ sprach der Jüngling, packte seine nothwendigsten Reise-requisiten zusammen, und richtete sich zum allgemeinen Abschiede.

Aber wie pochte seine Brust, als er an die herzzerreißende Trennung von seiner Geliebten, der Tochter des Advocaten Duntan dachte. Mit dieser Engelseele hatte er schon auf der hohen Schule im Städtchen eine Gattung Freundschaft gepflogen, welche sich durch den Zahn der Zeit allmählig zur heißesten Liebe verwandelte. Kurzum, ein Herz und eine Seele schienen diese zwey liebenden Leute für einander zu haben. Ihre Gesinnungen, ihre Handlungen, ja ihr ganzes Leben und Treiben war eine zwillingsbrüderliche Einigkeit. Des Jünglings Herz war also schon bey dem Gedanken an den Abschied von der Geliebten ganz zerknirscht. Jedoch betrat er mit männlicher Stärke und Entschlossenheit das etwas entfernte Haus, wo seine treue Sara logierte, grüßte und küßte sie wie gewöhnlich, und las ihr dann unter Thränen den 6. §. des Hülfsreichischen Codicills, welcher ihn selbst betraf, vor. Als sie die Klausel wegen des einjährigen Reisens ihres Geliebten vernahm, fiel die Holde in Ohnmacht, denn der Schrecken ob dieser unendlichen Aufopferung und Entbehrung durch ein volles Jahr hatte ihre Glieder und Sinne gelähmt.

„Diese Trennung kostet mein Leben!“ rief sie händeringend, als sie sich erhob, „eine stundenlange Abwesenheit von dir Sunnigstgeliebter dünkt mich eine Ewigkeit, wie kann ich eine so lange Zeit in diesem irdischen Tummelplatz von Schmerz und Leiden, von Kampf und Unruhe zubringen, ohne dich, meinen geliebten auserkorenen Tröster, für welchen ich lebe und sterbe, und für welchen ich tausendmal in das Feuer gehe ic.“

Wenn man alle Liebesbetheuerungen und Treueschwüre ansehen wollte, welche diese dornenlose Rosenknospe unter gefälligster Begleitung von tausend Millionen Thränen und Seufzern aus ihrem Vergißmeinnichherzen ausgestoßen hat, so könnte man ein Buch damit anfüllen.

Genug, Joseph Thürkönig war in der festen Ueberzeugung, die Welt würde eher dieses Jahr zu Grunde gehen, Sonne, Mond und Sterne würden eher ihren Glanz verlieren, als daß diese holdselige Schöne von ihrer gränzenlosen Liebe zu ihm nur einen Atom verlieren könnte.

Unter allen Sterblichen, dachte er, wird wohl keiner mit solcher Treue von seiner Erkorenen geliebt, als ich.

Allein so schwer diese Amputation zweyer in einander verwachsenen Herzen auch von statten ging, die Nothwendigkeit der Reise siegte, und die schmerzhafteste Trennung ging endlich vor sich.

Bisher war unser Abenteurer von seinem Erziehungsorte nie weiter als drey Stunden entfernt gewesen, daher kam es, daß derselbe Welt und Menschen wenig kannte.

Lassen wir ihn nun seine günstigen und ungünstigen Abenteuer und Begebenheiten, die ihm auf seinem Wanderleben begegneten, selbst erzählen.

Es war an einem nebligen und frostigen Februartage, als ich meine Spazierreine zuerst gegen das acht Stunden weit entlegene Städtchen C. lenkte. Und indem ich mit thränenfeuchten Augen und zerrissenem Herzen noch einmahl zurück sah nach dem durch die Güte meines Wohlthäters und zweyten Vaters eigen gemachten Landgute Wittbhausen, und nach jenem etwas mehr entfernten Hause, wo meine vielgeliebte Sara eben vielleicht einige hundert Treuefußler nach mir sendete, tröstete ich mich durch die süßen Hoffnungen, die bey meiner Zurückkunft in Erfüllung gehen sollten: „In einem Jahre komme ich wieder,“ sprach ich bey mir selbst, „und verwandle meine innigstgeliebte Sara sogleich in eine lebenswürdige Gefrau.“ Alle eifersüchtigen Beforgnisse, die meinerseits hinsichtlich ewiger Treue über ihre Rosenlippen schwebten, habe ich ihr sorgsam weggeküßt; wir schieden nur, um uns nach bemerkter Zeit — bleibend zu vereinigen etc.“

Und indem ich unter ähnlichen Liebes- und Eheträumen, Phantasien und Schwärmereyen dahin trabte, stolperte ich über einen spitzigen Straßenstein, und fiel — in den Straßenkoth. Ich raffte mich auf, meine Kleider waren besudelt, mein Fuß leicht verwundet. Ich pukte mich, so gut ich konnte, und hinkte weiter. In meinem Herzen stieg ein kleines Mißfallen über solche unvorsehene Reisebeschwerden auf, doch tröstete mich die Hoffnung, im Städtchen C. für diese Unannehmlichkeiten durch gute Speisen und Getränke entschädigt zu werden; doch das Städtchen wollte sich nach zurückgelegten acht Stunden noch nicht meinen Augen zeigen. Mein Weg sollte eigentlich der nächste seyn, er führte über das Gebirg durch viele Krumm- und Seitenwege, daher hoffte ich mit jedem Schritte das Städtchen zu erblicken, allein — es kam nicht. Acht Stunden war es nur von meinem Landgut entfernt, ich hatte bereits zwölf Stunden fortgetrippelt, und war noch immer nicht am Ziele.

Die scheidende Sonne sendete ihre goldenen Strahlen für heute zum letzten Mahle von den Gipfeln der Berge auf meine Wenigkeit zurück. Dann entzog sie ihr strahlendes Antlitz dem müdeinigen Sterblichen unter dem Monde. Es dämmerte — es wurde sogar Nacht, meine zitternden Füße versagten ihren schuldigen Dienst, ich stolperte über Stock und Stein, und das Städtchen — zeigte sich nicht.

Doch verließen mich die Götter in dieser großen Verlegenheit mit ihrer Hülfe nicht ganz. Plötzlich erblickte

ich ein fernes Licht, ich spannte meine letzten Kräfte an, und erreichte ein Bauerthaus. Ich wankte hinein, und fragte die Bewohner desselben, wie weit ich noch vom verhängnißvollen Städtchen entfernt sey, und erfährte zum größten Erstaunen, daß ich nun statt vorwärts rückwärts gegangen, und daher nur vier Stunden von meinem Landgute entfernt sey.

Ich war freilich auf rechten Wege vom Hause fortgegangen, aber die vielen Krumm- und Seitenwege, die verschiedenen mir ganz fremden Gebirgsgegenden, und der Umstand, daß mir Nachmittag Niemand begegnete, wo ich Auskunft finden konnte, waren die Ursachen meiner Verirrung. Wie mir bey gegenwärtigen Umständen zu Muthe war, kann sich jedes vernünftige Individuum selbst vorstellen. Ich mußte nun aus der Noth eine Tugend machen, und in diesem Hause übernachten. Die hohe Bewilligung hierzu erhielt ich von dem Bauer und der Bäuerinn ohne Anstand. Daß ich mich mit ordinärem Essen und gutem Quellwasser bestmöglichst erquidete, meine wunden Füße salbte, und meine Kleider säubern und trocknen ließ, war eine natürliche Sache. Als die Reife des Nachtessens an den Bauer kam, erregte ein drey Pfund schwerer, daher collossaler Strudel, den ihm seine Ehehälfte, die Bäuerinn, in einer großen Schüssel Suppe brachte, mein gerechtes Erstaunen. Ich erkühnte mich, diesen Riesenstrudel näher zu beaugapfen, und fragte darauf die Bäuerinn: „Sind in diesem Gebirgsthale die Strudel von solcher Größe Mode?“ — „Hat alles seine Ursache,“ entgegnete die rußige und schmierige Hausmatrione; „mein Mann war vor einigen Wochen schwer krank, jetzt ist er nur noch miserabel, und hat schon etwas Hunger, oder wie die herrischen Leute sagen, Appetit. Sein Vater hat ihm befohlen, sich im Essen und Trinken mäßig zu verhalten, und statt sechs Strudeln, welche er gewöhnlich im gesunden Zustande isst, nur Einen zu genießen. Mit einem gewöhnlichen Strudel hielt es mein Vater aber nicht aus, und mehr Stücke von dieser Kost erlaubte der Vater nicht. Ich konnte also, (um den beyderseitigen Wunsch zu erfüllen) nicht anders, als von der gewöhnlichen Quantität Wehl, welche ich sonst zu 6 Strudeln genommen habe, nur Einen verfertigen.“ Auf diese Art ist mein miserabler Bauer gesättigt, und das Geseß des Vaders hinsichtlich der Anzahl Strudel erfüllt. Nachdem ich diese vortreffliche Eintheilung und Ausfindigkeit der Bäuerinn gehörig bewundert und belobt hatte, war allgemein abgespeiset.

Nach vollbrachtem Abendmahle setzte ich mich dicht zum warmen Kachelofen neben dem Befehlshaber und Eigenthümer des Hauses und dessen treuen Gespons, und fragte und erzählte manches. Bald fing auch mein Herbergsvater an, mir einige Stützen seiner landmännischen Biographie aufzuwärmen.

„Ihr glaubt vielleicht,“ begann er, „daß diese hier (er zeigte auf seine Gattinn) meine erste Gehülfsinn im Joch der heiligen Ehe ist, aber es ist dem nicht so. Ich war schon früher einmahl verheirathet, aber nicht so glücklich, wie jetzt. O mein seliges Weib, Gott tröste sie, war so bösarziger, unbändiger Natur, daß mit ihr nicht abzukommen war, unser Herr Pfarrer nannte sie eine Kantippe; weiß zwar nicht, was er dadurch sagen wollte. O ich habe meine Jugendünden bey ihr wohl alle abgebüßt, denn sie war das lebendige Fegfeuer. Zehn Jahre waren wir verheirathet, als sie plötzlich krank wurde, und in drey Tagen starb. Nun glaubte ich mich im Himmel zu befinden, mir war es, wie einem Arrestanten, der auf Lebenszeit zu schwerem Kerker verdammt ist, und durch ein unverhofft glückliches Ereigniß plötzlich in Freyheit gesetzt wird. Jedoch trauerte ich scheinbar, band mir Krän ins Sacktuch, damit meine Augen Thränen weinten, und begleitete mit befreitem Herzen die Bahre, in welcher die Hülle meiner Peinigerinn verschlossen war. Der Weg zum Gottesacker führte durch einen Obstgarten, wo die Äste, schwer mit Obst beladen, tief herab hingen. Während die Träger muthig ihren Weg verfolgten, hinderte plötzlich ein abwärtsstehender dürrer Ast, welcher sich am Todtensarge anhing, das Weiterschreiten der Träger. Doch unsere Todtentransportirer im Dorfe sind starke Leute, sie drangen mit Riesenkraft weiter, und was geschah? — der dürre Ast riß durch das Fortdrängen der Träger den Deckel des Sarges sammt dem Bahrtuche weg, so daß meine saure Gehälste unbedeckt da lag. Die Träger mußten also absehen, um den Sarg wieder in Ordnung zu bringen. Ein heimliches Grauen bemächtigte sich meiner bey dem Anblicke des mir so bekannten Leichnams; doch — wer denkt sich meinen Schrecken und den aller Anwesenden, als die Todte ihre Hand in die Höhe hob und sich lebend zeigte.“

„Und sie kam wieder zu sich, denn sie war schein- todt gewesen. — Du verhängnißvoller dürrer Ast, du hast mir einen Streich gespielt. — Ja mir war in diesem Augenblicke zu Muth, wie einem aus einer afrikanischen Sclaverey entsprungenen Europäer, welcher auf der Flucht wieder von andern Wilden ergriffen, und zum Opfer ihrer Freßlust bestimmt wird. Gleichwohl habe ich mit Geduld wieder mein Joch auf mich genommen, und mein Weib in bester Gesundheit drey Jahre erhalten. Nach dieser Zeit traf sie plötzlich ein Nervenschlag, und — todt war sie nun wirklich und unwiderrücklich. Als nun wieder die Zeit zum Beerdigen meiner entseelten Bäuerinn kam, erinnerte ich mich jenes verwünschten dünnen Astes, welcher vor drey Jahren auf dem Wege durch den Obstgarten solche Begräbnishindernisse verursachte; ich befahl also meinem Knechte, diesen Ast sogleich wegzuhauen, damit man bey der zweyten Beerdigung

meines Weibes nicht wieder solchen Unannehmlichkeiten ausge- setzt sey. Und mein Knecht, der gute Michel, that wie ich befohlen, und die Beerdigung ging ungehindert vor sich.“

„Auf dieses lang tobende Ungewitter folgte milder Sonnenschein, denn sehen Sie (beschloß der Bauer seine Erzählung), meine jetzige Gattinn gleicht jener freundlichen Sonnentugel, welche nicht allein mich, sondern Jedermann, der sich von ihr bestrahlen läßt, erwärmt und erfreut.“ —

„Aber nun erlaubt mir auch ein Paar Worte zu erzählen,“ begann die kropsige Hausmutter, „nämlich die Methode, wodurch ich zu einer so beliebten Gattinn qualificirt wurde: Ich war auch schon früher verheirathet; ja mein erster seliger Mann war Leinweber im Dorfe und ein Engel im nüchternen, ein Teufel aber im trunkenen Zustande. Im Anfange derselben Ehe bekam ich richtig so oft meine Schläge, als mein Mann einen Rausch nach Hause brachte, denn er fing im trunkenen Zustande sogleich an zu zanken, ich konnte mich des Widersprechens und Disputirens nicht enthalten (weil er lauter Unsin sprach) und — flugs fing er mich bey dem Schopfe, und maltrairte mich gräßlich. Ich klagte dieses schändliche Verfahren meines Mannes einst unserm Dorfpfarrer und bath ihn um Rath. Der greise Herr erhob seine geistliche Stimme und sprach: —

„Ich weiß, daß die meiste Weibermißhandlung von Seite rauschiger Männer nur dann beginnt, wenn die Erstern den Letztern widersprechen und entgegenzanken. Es ist auch wirklich eine schwere Aufgabe, einen solchen Trunkenbold schweigend im Hause zu dulden, bis Morpheus der Gütige den säuischen Trunkenbold entzieht.“

„Sobald ihr, liebe Bäuerinn, also künftig euern Mann mit einem Affen nach Hause kommen sehet, nehmt geschwind den Mund mit Wasser voll, behaltet es aber so lange darin, bis euer Mann zur Ruhe geht und eingeschlafen ist.“

„Und ich that, wie mir der Herr Pfarrer befohlen, und als mein Bauer das nächste Mahl mit seiner gewöhnlichen Manier seinen Rausch durch Zanken und Raisonniren laut werden ließ, war mein Mund (gleich einem gefüllten Eimer gegen Feuerfunken) bereits mit Wasser affecurirt gegen wildes Geseuer. Richtig blieben mir nach Befolgung dieses Mittels jederzeit die Schläge geschenkt; denn mit gefülltem Munde brachte ich nur wortlose Töne hervor, welche meinen Mann nicht wie jene schneidenden Wortweile zu Thätlichkeiten erbitterten. Nach und nach gewöhnte ich mich auf diese Art derart an das Schweigen, daß ich auch ohne Mundwasserasscuranz dasselbe zu Stande brachte. Auf diese Art ward ich der Liebling meines seligen und jetzigen Mannes. Möchten dieses Mittel alle meine zankfüchtigen Collegeninnen nachahmen, es würden viele Mißhandlungen unterbleiben.“

Die Bäuerinn hatte nun ihre Erzählung geschlossen, und der Schlaf bemächtigte sich meiner unter dieser ländlichen Conversation. Die Tochter des Hauses wies mir daher freundlich meine Schlafstätte im Nebenstübchen an. „Du bist ein hübsches Mädchen,“ sagte ich zu ihr, „hast ein schönes Gesicht und gut gestalteten Körperwuchs, nur dieses spitze Hügelchen am Halse entstelle dich etwas; wo liegt doch der Grund, daß ihr Alle im Hause mit diesen verhassten Anhängeln versehen seyd; liegt er in der Luft, oder im Wasser?“ — „Was glaubt der Herr, der Grund davon liege in der Luft oder im Wasser? wie könnt ich so thöricht seyn — da, da liegt der Grund in ferer Kröpfe (hier zeigte sie auf ihren Hals), und nirgends anders.“ Ich ließ die echt naturbeperte Schöne bey ihrem Glauben, und wünschte ihr eine gute Nacht. Am andern Morgen erwache ich gestärkt und erquickt, und nachdem ich Bauer und Bäuerinn für Herberge, Speise und Trank gehörig belohnt hatte, ließ ich mir vom Erstern den Weg nach dem Städtchen zeigen, und trippelte muthig in Gottes Rahmen fort. Ich mochte kaum zwey Stunden gegangen seyn, als mir ein Greis von 80 Jahren begegnete, welcher mich mit folgenden Worten um eine Unterstützung ansehte: „Ein armer Mann, der einen finanzielen Rechnungsfehler beging, bittet um eine kleine Gabe.“ Dieser seltene Ausdruck des Greises frappirte mich, und während ich ihm seine Bitte gewährte, fragte ich ihn, warum er sein Bittgesuch auf diese Art mache? Da traten dem armen Alten Thränen in seine matten Augen, er sah mich wehmüthig an, und antwortete: „Ich ernährte mich bis in mein sechzigstes Jahr anständig als Tischler durch meiner Hände Arbeit. Da schied mit einem Mahle Fortuna mit besonders günstig zu seyn. Ich erhielt eine unverhoffte Erbschaft von einem entfernten Anverwandten mit 20000 fl. C.M. Hätte ich diese Summe auf 5% Zinsen an einem sichern Orte angelegt, so könnte ich von den Interessen bequem leben, und das Capital wäre unverfehrt und unangegriffen geblieben.“

„So aber dachte ich mir: Ich bin jetzt 60 Jahre alt, und werde vermöge körperlicher Schwachheit und Kränklichkeit schwerlich 70 Jahre erreichen. Ich werde aber dennoch auf 80 Jahre Rechnung machen, und alle Jahre 1000 fl. C.M. verzehren, so geht mein Vermögen erst im 80sten Jahre meines Lebens aus, und dieses hohe Alter erreiche ich vermöge kläntlicher Körperconstitution auf keinen Fall. Ferner habe ich keine Familie, weswegen ich vielleicht sparen sollte. Gedacht — gerhan; mein Handwerk wurde in Ruhe gelegt, und alle Jahre 1000 fl. C.M. richtig verzehrt. Ich wurde 65 ja sogar 70 Jahre alt, der Tod ließ mich in Frieden. Ich erlebte 75, und wie Sie sehen, sogar 80 Jahre, ein Alter, was ich unmöglich zu erreichen glaubte, und der allgemeine

Menschenwürger, welcher täglich Tausende hunger, zarter Sprößlinge der Welt entzieht, winkt mir alten, preschafren Manne noch nicht. Mein Vermögen ist vor zwey Monaten zu Ende gegangen, und arbeiten kann ich nicht mehr. Folglich bleibt mir nichts übrig, als mitleidige Menschen um Almosen anzusuchen, und diese verfehlte Berechnung meines Vermögens zur Warnung Anderer öffentlich zu erzählen.“

Ich verdoppelte dem greisen Alten das Geschenk, und ging mit bewegtem Herzen weiter. Um die Mittagstunde verlangte mein Magen gewohnter maßen seinen vierteljährlichen Tribut, ich beschloß also im nächsten Wirthshause einzukehren. Wirklich zeigte sich mein forschernden Blicken bald darauf eine Schenke, ich ging rasch darauf zu, doch als ich selbe erreichte, sah ich ein neues neu gebautes Wirthshaus auch auf der andern Seite des Weges. Auf jedem der beyden Gasthäuser war das Schild: „Zum grauen Esel“ zu sehen. Ich wollte schon meine Schritte nach dem neuen Wirthshause lenken, als plötzlich aus der alten Schenke der in Ehren ergraute Wirth herauslief und mir zurief: „Da kommt her, guter Freund! ich (er zeigte auf sich selbst) bin der wahre alte graue Esel, jener dort ist nur mein verhasster Nebenbuhler. Ich werde Sie mit den besten Speisen und Getränken bedienen.“ Daß ich mich durch diese rühmliche Selbstempfehlung bereden ließ, in das Haus zu folgen, kann man sich denken.

„Der Eigenthümer jenes neuen Hauses,“ fuhr der Wirth fort, als ich ins Zimmer trat, „wollte mir vor ein Paar Jahren meine Schenke abkaufen; da wir aber des Handels nicht einig wurden, kaufte der Schadenkroche auf der andern Seite der Straße einen Grund und baure sich jenes neue Gasthaus, was sie dort sehen, und um mir meine Gäste wegzukapern und irre zu führen, führt er ein gleiches Schild mit mir. Bin also gezwungen, um die Fremden aufzuklären, mich vors Hausthor zu stellen, und Jedem zuzurufen, daß ich der alte graue Esel bin und bleibe.“

Ich ließ mir das Mittagmahl trefflich schmecken; als aber die Reihe an mich zum Zechbezahlen kam, schnürte mich der graue Esel so gewaltig, daß ich glauben mußte, keinen Esel, sondern einen pfiffigen Wiener-Kellner vor mir zu sehen. Als ich mit geduldiger Miene die endliche Magensteuer dem grauen Gasteschnürer bezahlt hatte, lenkte derselbe das Gespräch sogleich auf einen andern Gegenstand, und sprach zu mir: „Wissen Sie, guter Freund, nicht ein Mittel gegen die verdammten Ratten, ich bin in meinem Hause von diesen lästigen Thieren ungemein geplagt.“ — „O! da weiß ich ein excellentes Mittel,“ entgegnete ich, „machen Sie, Herr Wirth, nur den Ratten eine so große Zecher wie mir, schnüren Sie dieselben so wie mich, so werden sich diese lästigen

Gäste auch gewiß verlieren.“ Der graue Hauswirth strich auf diese Antwort seinen Bart und stellte sich gegen die Beschwerden eines Gastes so harthörig, wie noch in gegenwärtiger Zeit mehrere seiner Collegen.

Ich setzte daher meine Reise nach dem Städtchen mit Schlag 1 Uhr wieder fort, und langte richtig um 5 Uhr Abends beym Stadthor an. Ich wollte sogleich meinen Einzug ins Innere des Städtchens S. fortsetzen, als mich ein hinter dem Stadthore sitzender einbeiniger Bettler um Almosen bath. Ich betrachtete den Unglücklichen näher, gab ihm eine milde Gabe, und sagte zu ihm: „Ich bedaure dich vom Herzen, daß du mit einem hölzernen Fuße den Mangel des natürlichen ersetzen mußt, wie glücklich ist man, wenn man zwey gesunde Beine hat.“ — „Und ich lebe gerade jetzt viel glücklicher, seit ich nur ein Bein besitze,“ entgegnete der Stelzfuß.

„Wie kann das seyn? ich begreif es nicht; mir scheint dies ein Räthsel; erklär' es mir Alter.“

„Ich hatte das Unglück,“ entgegnete der Arme, „zehn Jahre an dem nun amputirten Fuße an der Dicht gequält zu werden; ja diese allgemein bekannte Peinigungsart marterte mich so unsäglich, daß ich glaube im Himmel zu seyn, seitdem mir dieser ohnehin von bemerkter Krankheit verrenkte und gänzlich ruinirte Fuß abgenommen wurde. D ich habe jetzt mit meinem hölzernen Fuße Vortheile erhalten, auf welche Sie vielleicht nicht denken würden. Erstens habe ich seit Heilung der Amputation des Fußes keine Schmerzen daran; zweytens bekomme ich, da ich ohnehin nur vom Almosen leben muß, jetzt mit dem hölzernen Fuße mehr Geschenke, als früher, da man bey mir zwey natürliche Füße sah; denn man hat mehr Mitleiden mit mir, weil ich nur ein Bein habe, und daher Jedermann einsieht, daß ich nichts verdienen kann. Drittens brauche ich statt zwey Stiefeln nur Einen anzuschaffen, eben so ist's auch mit den Strümpfen, und diese Ersparungen kommen mir bey meiner Armuth trefflich zu Statten. Viertens tritt mir bey meinem hölzernen Fuße Niemand auf die Hühneraugen, habe daher auch hierinsfalls keine Schmerzen zu fürchten, und Fünftens bin ich durch meinen Stelzfuß befreyt von den lästigen Mücken und Stechfliegen im Sommer, welche meinen natürlichen Fuß so oft malkrauteten. In Erwägung dieser Umstände fühle ich mich jetzt mit einem Bein weit zufriedener und glücklicher, als früher mit zwey.“

Ich wünschte dem armen Stelzfuß zu dieser frohen Besinnung, mittelst welcher er seine mißlichen Verhältnisse zum größten Vortheile auslegte, vom Herzen Glück, und ging, da es ohnehin schon Abend war, gerade aufs beste Gasthaus des Städtchens zu. Dort angelangt, ließ ich mir ein solides Abendbrot trefflich schmecken, und quartierte mich sogleich auf mehrere Tage ein. Der nächste Tag war Sonntag; ich ging also ohne weiters in die

Kirche, aber wie staunte ich, als alle Einwohner des Städtchens mit großen Augen und weit geöffnetem Munde mich angafften, die Köpfe zusammensteckten, leise mit einander sprachen, und sogar mit Fingern auf mich zeigten. Zum Glück hatte mir mein Erzieher und Wohlthäter öfters von der Neugierde der Kleinstädter erzählt, wenn dieselben ein ihnen fremdes Gesicht sehen; ich wollte also dieses neugierige Publikum nicht länger die Köpfe über mich brechen lassen, sondern, nachdem der Gottesdienst geendigt und beynähe alle Einwohner auf dem Kirchplatze beysammen waren, ließ ich plötzlich eine Trommel rühren, stand auf den höchsten Punct des Kirchenplatzes, und nachdem das liebe Publikum sämmtlich in gespanntester Erwartung um mich versammelt war, declamirte ich Folgendes zur allgemeinen Aufklärung:

„Verehrteste Bewohner dieser Stadt! Da ich wahrgenommen habe, daß meine Person und der Zweck meiner Anwesenheit Sie Alle sehr interessirt, will ich Ihnen hiermit einen kurzen Aufschluß, oder vielmehr einen kleinen Auszug aus meiner Biographie aufdecken.“

„Ich nenne mich Joseph Thürkönig, bin angehender Gutsbesitzer von Wildhausen, 17 Jahre, 20 Tage und 2 Stunden alt, (wie Sie sehen, mittlerer Statur), katholischer Religion und ledigen Standes. Vermögen besitze ich soviel, daß ich mein ehrlisches Auskommen habe, außerdem habe ich nebst dieser Kleidung, welche an mir zu sehen ist, noch mit: 1 Mantel, 1 Beinkleid, 2 Paar Gattien, 2 Westen, 1 Paar Stiefel und 3 Paar Fußsöckel; in diesem Rock habe ich ein rothes, und in Reserve 3 braune Sacktücher. Heirathen werde ich künftiges Jahr im Februar meine vielgeliebte Sara, welche hier Niemanden bekannt seyn wird, und der Zweck meiner Anwesenheit und Reise ist nach dem testamentarischen Befehl meines Erziehers, Welt und Menschen kennen zu lernen. Nun glaube ich, meine Verehrtesten, Ihnen das Nothwendigste zu Ihrer Veruhigung hinsichtlich meiner Wenigkeit offerirt zu haben, und hiermit empfehle ich mich ergebenst.“ Nun war mein Zweck erreicht, denn Alle, welche mich früher mit solcher Neugierde betrachteten, wie einst die Wiener die neu angekommene Giraffe, schlichen beschämt nach Hause, und kümmerten sich um mich nicht mehr. Ich ging in mein gewähltes Gasthaus, und ruhte von meinen Reisestrapazen aus. Des Abends setzte ich mich ins allgemeine Gastzimmer, und hörte als stiller Beobachter den verschiedenen Gesprächen der Bürger des Städtchens zu. Beym ersten Tische waren sämmtliche Gelehrte versammelt, und nur literarischer Discurs wurde geführt. Der Eine erzählte Anekdoten von Till Eulenspiegel, der zweyte vom daumenlangen Hansel, der dritte vom Mädchen mit dem Schweinskopf, der vierte von Robinien dem Jüngern, der fünfte vom Ritter Stillfried und Brunnwid und dem siebenköpfigen Drachen u. s. w.

Beim zweyten Tisch saßen politische und diplomatische Kritiker, welche über Sachen disputirten, wovon sie gar keinen Begriff hatten.

Beim dritten Tisch neben dem Fenster saßen sämtliche Schwein-, Kuh- und Pferdespeculanten des Städtchens, und lärmten mehr als alle andern. Beim vierten Tisch wurden vermischte Unterhaltungen gepflogen, z. B. der Schmidt Paul kaufte dem Sattler Peter seine Nase ab um vier Ducaten, jedoch bedingte sich der Letztere, daß der Käufer ihm die verkaufte Nase nicht etwa herabschneiden dürfe, so lang er am Leben sey, sondern erst nach des Verkäufers natürlichem Tode soll der Käufer berechtigt seyn, besagte Nase des Sattlers gewaltsam wegzunehmen. Der Kaufschilling wurde ausbezahlt, und der Handel hatte seine Richtigkeit.

„Um allfälliger Verwechslung oder Verstümmelung meines Eigenthums, der Sattlerischen Nase, vorzubeugen,“ begann jetzt der Schmidt, „muß ich dieselbe vorsichtsweise mit meinem Siegel versehen, dazu habe ich das volle Recht, da ich sie bar bezahlte, und dein Benützungrecht, Herr Sattler, auf Lebenszeit, wird durch diese Operation nicht aufgehoben. Kellnerinn, bringe geschwind Licht und Siegelwachs, das Siegel habe ich bereits, es wird Alles gleich vorüber seyn.“

Als der Sattler Ernst sah, machte er ein Gesicht, wie das Bild des Hieronymus im Bauernkalender zeigt, warf die erhaltenen vier Ducaten dem Schmidt zurück, und zahlte gern eine gute Maß Wein der Gesellschaft als Strafe für diesen übereilten und unbesonnenen Handel. Daß bey dieser Gelegenheit die Gesellschaft herzlich lachte, und sich köstlich nach ihrer Art unterhielt, unterlag keinem Zweifel.

Nachdem ich mich an den Unterhaltungen sämtlicher Gäste genügend gewendet hatte, wünschte ich eine allgemeine gute Nacht, und ging zur Ruhe.

Des andern Morgens und mehrere darauf folgende Tage suchte ich alles Sehenswerthe in dieser Gegend auf, z. B. Hammer- und Senggewerke, Blech- und Glasfabriken u., um dem Zwecke meiner Reise nachzukommen, und als ich Alles besehen hatte, setzte ich meine Reise fort, und besuchte bey dieser Gelegenheit einen in der Ortsgegend ansässigen Gutsbesitzer, Namens Waldegg. Dieser Herr war ein guter Bekannter und Freund meines Erziehers gewesen, daher hatte ich die Ehre, ihn näher zu kennen. Er nahm mich sehr gastfreundlich auf, tractirte mich, und lud mich des andern Tages sogleich zu einer Jagdparthie ein. Ich unterhielt ihn bis dahin mit Erzählungen meiner Reiseskizzen u. dgl.

Des andern Morgens Schlag fünf Uhr war die complete Jagdgesellschaft im Hause des Inhabers versammelt, und nachdem man ein gutes Jägerfrühstück

eingenommen hatte, ward allgemein gegen den nahen Wald marschirt.

Ich würde den Tagesanbruch, die aufgehende Sonne, und die romantische Gegend, wo die Jagd veranstaltet war, näher und glänzender beschreiben, oder vielmehr literarisch verziern, wenn ich nicht von einem gewissen Schüchternheit oder vielmehr Furchtsamkeit schon vor Beginn der Jagd befallen gewesen wäre.

Es war das erste Mahl, daß ich das Vergnügen der Jagd genießen sollte. Meine Kurzsichtigkeit, welche mir leider angeboren ist, war Ursache, daß ich an diesem Tage der Erste war, der einen Vock — nein, keinen Vock, wohl aber einen Jagdhund erschoss.

Dies ging nämlich so zu: Ein grauer Jagdhund jagte mir einen Hasen zu, der Hasen wollte durch einen Zaun schlüpfen, verweilte sich dadurch ein wenig; ich schoß, da ich aber ein ungelübter langsamer Schütze war, traf mein Schuß nicht mehr den eben durchgeschlüpfen Hasen, wohl aber den Jagdhund Brandl, welcher, dem Hasen nahe kommend, während meines etwas langen Zielens an dessen Stelle gekommen war. Vermöge meiner Kurzsichtigkeit glaubte ich noch den Hasen getroffen zu haben, ich lief meiner Reute zu; aber bald überzeugten mich die letzten Jammertöne des dem Tode nahen Brandl's, daß der Löffelträger entlaufen, und der treue Hund getödtet sey. Das letzte Gewinsel des halb entathmeten Brandl's lockte mehrere Jäger herbey, und als der Forstmeister den erschossenen Hund erblickte, stieß er ein fürchterliches Jammerschrey aus. Er küßte den todten Brandl, drückte ihn an sein forstmeisterliches Herz, und sein Wehklagen schien kein Ende nehmen zu wollen. „Über gerade den allerbesten Hund mußten Sie treffen,“ fingt die versammelten Jäger an, „hätten Sie alle übrigen 6 Hunde erschossen, so wäre der Schade nicht so groß.“ Ich stand beynähe taubstumm da, und wünschte nur, gleich einem überirdischen Wesen, sogleich verschwinden zu können. Jedoch meine irdische Hülle klebte sich so fest an meinen Geist, daß ich dieselbe beybehalten, und die Schande geduldig tragen mußte.

„O lieber Brandl,“ fing nun der Forstmeister an, „leht hin bey der Bärenjagd hast du dich zum letzten Mahl ausgezeichnet. Ihr wißt es, Jägergehülfen! als der Brandl leht hin den großen Bären auffand, jagte er denselben mit solchem Eifer, daß er ihn einholte, auf den Nacken sprang, sich in denselben ganz verbiß, und so von dem Ungeheuer bis zu dessen Höhle getragen wurde. Bey der Höhle angelangt, wollte der Bär stracks hinein, jedoch ging dies, da der Hund ihm auf den Rücken saß, und dadurch die Oeffnung der Höhle zu enge wurde, nicht sehr leicht. Der Bär ließ sich aber durch diesen Widerstand nicht irre machen, drang mit Gewalt in die Höhle, und freiste, da der Hund nicht abließ, sich an der Haut

festzuhalten, die ganze Haut sammt dem Brandl bey der Pöhlöffnung ab, und schloß also (wer's glaubt) unbehütet in seine Höhle. Der treue Brandl aber packte die Varenhaut und brachte sie mir." Bey diesen Worten rannen gleich einem Wildbache Thränen über die Wangen des Forstmeisters.

Um den Schaden wenigstens einigermaßen zu vergüten, zahlte ich dem Forstmeister für den getödteten Brandl einen hohen Preis und beschloß, daß dieses meine erste und zugleich meine letzte Jagd gewesen seyn sollte.

Am nächsten Tage lud mich der Gutsbesitzer Herr Waldegg zum Fischfang ein mit dem Bemerkten, daß man da nicht solchen Gefahren und Fatalitäten ausgelezt sey, als mittels Schwarz's gefährlicher Erfindung, denn, setzte er hinzu, der Erfinder selbst, welcher ein sehr vernünftiger Mann gewesen ist, hat sich durch sein Product eine Lustreise ins bessere Leben unwillkürlich veranstaltet.

Daß mir in der darauf folgenden Nacht die ganze gräuelhafte verwünschte Jagdscene im Traume wieder repetirt vorkam, ärgerte mich nicht wenig, als ich des andern Morgens erwachte.

Jedoch stand ich in der Hoffnung, mich bey'm Fischen für diesen Schrecken zu entschädigen, und mich dabey herzlich zu ergötzen, sogleich auf, kleidete mich fischermäßig an, und ging nach genommnem Frühstück in Begleitung des Gutsbesitzers und eines Fischers gerade dem nächsten Flusse zu.

Wir mußten durch Felder, Wiesen und Auen passiren, meine Begleiter waren gute Fußgänger, sie discurrirten und fantasirten vom bevorstehenden Fischfang, und welches Köder zum Angeln der Fische wohl das beste seyn möge.

Als wir bey'm Flusse ankamen, wurden die Schnüre an den Stangen befestigt, und jeder von uns angelte so gut er konnte. Allein die Fische mochten gerade nicht bey Appetit seyn, denn keiner wollte sich durch unsere Köder bethören und fangen lassen. Der Gutsbesitzer wollte das Geschäft zwingen, und war eben in Begriff, seine geköderte Angel recht weit hin in den Fluß zu schleppen; doch wer denkt sich das Unglück; — durch den Schwung der Angelruthe traf des Gutsbesitzers Angel meine Lippen, sie drang ein, und der unwillkürlich gefangene Fisch war — ich. Ich litt gewaltige Schmerzen, die Angel war wegen das Widerhackens nicht aus meinen blutenden Lippen zu bringen; es gab daher kein anderes Mittel, als schleunigst zum nächsten Chirurg zu laufen, und mich operiren zu lassen. Ich trachte also höchst mißvergnügt als gefangener Fisch an der Fangschnur des Gutsbesitzers gerade ins nächste Dorf, welches zwey volle Stunden entlegen war, und nur mit großer Mühe und unter den heftigsten Schmerzen meinerseits gelang es dem dort befindlichen Chirurgen, mir die bereits in meine Lippen

verschwellene Angel herauszunehmen. Während der Operation schwur ich, mich zeitlebens des Fischfangs zu enthalten. Daß man mich nach diesem Unglücke noch aussachte, kränkte mich am meisten.

Den Beschluß dieser ländlichen Unterhaltungen machte ein von dem Gutsbesitzer einige Tage darauf veranstaltetes Kegelspiel; doch auch hier kam ich wieder ins Malheur. Ein ungeschickter Kegelspieler stieß die Kugel so gewaltig am Zielbaum an, daß dieselbe unglücklicher Weise in die Höhe, und gerade mir an den Kopf flog. Ein Loch in meinem Kopfe von der Größe eines Kreuzers war mein reiner Profit vom Kegelspiele. Ich beschloß also, auch dieses Spiel zeitlebens zu vermeiden.

Nachdem ich von meinen Kopfwunden geheilt war, beurlaubte ich mich von dem gastfreundlichen Herrn Gutsbesitzer Waldegg, und setzte meine Reise weiter fort, besuchte mehrere kleine Städte, Märkte, Dörfer und Fabriken. In dieser Eigenschaft, um nämlich nach dem Willen meines Erziehers nützliche Kenntnisse zu sammeln, hatte ich bereits ein halbes Jahr geopsert; ich beschloß nun das zweyte halbe Jahr in der nächsten Hauptstadt, welche ich ebenfalls aus Delicateffe nicht nennen will, zuzubringen.

Bald hätte ich anzusehen vergessen, daß ich seit meiner Abreise von Wildhausen meiner theuren Sara sechs Briefe schrieb, wo in jedem Liebesseufzer und Treueschwüre in Menge, und überdies alle Abenteuer meiner Reise enthalten waren. Daß ich aber noch keine Zeile von ihr als Antwort zurückerhalten hatte, konnte ich mir nicht erklären.

Meine Reise nach der Hauptstadt legte ich zurück, ohne daß mir etwas Merkwürdiges oder Widriges begegnete. — Es war natürlich zum ersten Mahle, daß ich eine Hauptstadt sehen und darin leben sollte.

Die Einwohner mochten es leicht bemerken, daß ich ein Neuling sey; denn ich blieb bey jeder schönen Auslage der Kaufäden eine Zeit lang stehen, bis ich von den Vorübergehenden tüchtig angerannt wurde. Pöhllich sah ich vom ersten Stockwerke eines Hauses eine Gestalt herunterblicken, welche meine volle Aufmerksamkeit erregte.

Die Gestalt hatte viele Aehnlichkeit mit einem Menschen, da ich aber nur den Kopf sehen konnte, und derselbe ganz mit Haaren bewachsen war, und als Bedeckung ein rothes Käppchen trug, glaubte ich noch mehr Aehnlichkeit mit einem Affen zu bemerken. Ich fragte also einen Vorübergehenden, ob diese Gestalt ein Mensch oder Affe sey? Der Befragte (wahrscheinlich ein lustiger Vogel) antwortete: „Das Letztere, und zwar einer von der größten Gattung, ein Drang Outang, er gehört einem reichen Grafen.“ Ich glaubte es, und da die Gestalt recht nach Affenart mit den Augen blinzelte und

mich unverrückt ansah, begann ich dieselbe durch verschiedene Geberden und Fingerzeichen zum Zorn zu regen. Bald aber kam ein Bedienter, fuhr mich mit rauhen Worten an, und schaffte mich von meiner Unterhaltung ab. Wie ich später erfuhr, war es kein Affe, sondern ein junger, modern bärtiger Stuker gewesen. Ich setzte also meine Beine gleich in Bewegung, und lenkte sie ins Gasthaus zum grünen Tigel, wo ich einkehrte, und mir wohl seyn ließ. Abends ging ich ins Theater, wo eben ein Elefant Gastrollen gab. Er producirte seine Kunststücke mit vieler Geschicklichkeit, als er aber den Souffleur in seinem Kasten erblickte, welcher sich, um den colossalen Aeteur zu beobachten, dorthin postierte, griff das Ungeheuer mit seinem Rüssel nach dem unterirdischen Wohltäter, packte ihn und hob ihn aus dem Kasten, zeigte ihn dem Publikum, und stellte ihn wieder unversehrt dorthin zurück. Allgemeiner Applaus belohnte den Bierfüßigen für diesen köstlichen Einfall. Auf die Productionen des Elephanten wurde ein Trauerspiel aufgeführt, bey welchem ein Graf erdolcht werden sollte. Vor mir stand ein Bauer, und sah mit gespannter Erwartung zu. Als er mit gezogenem Degen den Mörder auf den Grafen lauern sah, winkte er dem Letztern und warnte ihn laut: „Vst, hütthet euch, der Mörder lauert auf euch, nehmt die Flucht.“ Diese Worte rief er laut dem die Rolle des Grafen spielenden Schauspieler zu, denn er glaubte, daß es mit der Ermordung Ernst sey. Als den Bauer der inspectionirende Polizeycommissär darüber zu Recht wies, ließ er die Scene der Ermordung zwar mit unruhigen Mienen, doch ungehindert vor sich gehen.

Des andern Tages begegnete mir dieser nähmliche Bauer auf dem Hauptplatz, ich fragte ihn, wie er sich gestern im Schauspielhause unterhalten habe? „Lauter Blenderey“ antwortete er, „ich habe dieselben Herren, welche gestern Prinzen und Herzoge vorstellten, heute in ordinären Kleidern gesehen, und sogar der Graf, welcher gestern ermordert wurde, ist mir heute gesund und wohlbehalten begegnet.“

Da mir das Theater viel Vergnügen machte, ging ich öfter hinein, doch auch hier sollte ich nicht ohne Schaden davon kommen; denn, als ich einst mit Vergnügen einer lustigen Scene zusah, fiel zufällig vom zweyten Stocke ein Knabe aufs Parterre, und gerade auf mich. Die gefallene Unschuld schlug mich zu Boden, und erst eine Stunde darauf kam ich zu meinen Sinnen wieder, ich schlug die Augen auf und befand mich — im Gasthause zum grünen Tigel. Ich hatte zum Glücke keinen großen Schaden an meinem Körper gelitten, doch war mir von nun an auch Italiens Tempel verhasst.

Einige Tage darauf ging ich in dem großen botanischen Garten, welcher diese Hauptstadt besonders ziert, spazieren, und betrachtete die vegetirende Natur im Pflanzen-

reiche. Ich traf einen jungen Menschen bey'm Ausjäten des Unkrauts, und hoffte von diesem verschiedene Aufklärungen im Gärtnerfache zu erhalten, denn ich hielt ihn für einen Gärtnerburschen.

Ich fragte selben daher vorerst: „Sind Sie ein Botaniker?“ — „Weit gefehlt, mein Herr,“ antwortete er mir, „ich bin ein Kärntner.“ Ich wußte nun, wie viel es geschlagen hatte, und meine Hoffnung, hier Aufklärung zu finden, war verschwunden.

Eines Tages las ich an einer Gassenecke einen Anschlagzettel, wo gerade ein öffentlicher maskirter Ball im dortigen Redoutensaale angekündigt war. Ich beschloß hineinzugehen, ging zu Hause, sagte es meinem Wirth, welcher sogleich bereit war, mir Gesellschaft zu leisten. Ich warf mich in einen Domino, und wollte als Maske mich köstlich unterhalten. Mein Wirth aber, ein schalkhafter Vogel, klebte mir einen Zettel unbemerkt auf den Rücken, worauf mit großen Buchstaben mein Lauf und Zunahme geschrieben stand.

Ich glaubte, außer dem Wirth werde mich keine Seele kennen, und strich mit maskenüblicher Dreistigkeit durch alle Speisefäle, und Tanzplätze, und beschmuffelte jeden, der mir in den Weg kam. Doch plötzlich hörte ich dort und da meinen Nahmen nennen, ja Manche redeten mich sogar an: „Herr Thürkönig, wie unterhalten Sie sich?“ oder: „Herr Thürkönig, was nützt Ihre Maske, wir kennen Sie doch.“ Kurzum, jeder, der mir begegnete, lachte, und nannte meinen Nahmen. So hat vielleicht der fabelhafte Gott Momus hier eine Macht, und gibt mich dem allgemeinen Gelächter und Gespötte Preis. Daher demaskirte ich mich sogleich, und sah zu meinem Aerger nun die Ursache des Mißlingens meiner Maskirung.

Um mir die Grillen zu vertreiben, ging ich in den Speisesaal, ließ einige Champagner-Körbe knallen, und erquickte mich mittelst dieses edlen Nebensaftes vortrefflich.

Als ich mich an diesem schäumenden Nectar hinlänglich gelabet, und, um in meine Wohnung zu gehen, das Redoutengebäude verlassen hatte, schien der Mond so krystallhell, als wollte er mit der Tageskönigin weiteisern. Mir war so wohl, eine überirdische Macht schien mich zu verklären, die ganze Welt fing an, sich piano in die Runde zu drehen, gleichsam als wollte sie in mein Wonnegesühl einstimmen, und einen olympischen Tanz beginnen. Mein gewöhnliches Nachtquartier hatte ich, wie gesagt, in den Eingewiden des grünen Tigels aufgeschlagen; ich trippelte also dahin, um gewohnter Ordnung gemäß zur Ruhe zu gehen. Als ich bey'm Hausthore anlangte, wollte ich mittelst meines Schlüssels aufsperrern. Doch das war für heute unmöglich, denn die ganze Welt, mithin auch die Hauptstadt, und das Gasthaus zum grünen Tigel tanzten so geschwinde vor meinen bezauberten Augen die Runde, daß ich den Hausthor-

schlüssel nicht an Ort und Stelle bringen konnte. So oft ich nun das Gasthaus zum grünen Igel vorüberschweben sah, wollte ich den Schlüssel ans Hausthor stecken, doch jederzeit entschlüpfte es mir; ich wartete also, bis es wieder kam, jedoch blieb jederzeit meine Mühe fruchtlos. So stand ich da, mit dem Hausthorschlüssel in der Hand, als plötzlich mein grüner Igelwirth kam, mich verb auslachte, und mir die verhängnißvolle Pforte öffnete.

„Ihre Verklärungen und Täuschungen,“ sagte der Weinverkäufer, „sind Folgen des Champagnergeistes, welcher Sie bezaubert hält.“

Die Hauptstadt wird ewig in meinem Gedächtnisse bleiben, denn der Aufenthalt alldort kostete mich viel Geld. Ich lernte alle Karten- und Würfelspiele, zahlte aber dafür ein enormes Lehrgeld. Ich lernte das Billardspiel, und als ich einige hundert Partien geduldig verloren hatte, stieß ich zum Beschluß einen ungeheuern Miß durch ein neues Billardtuch. Zahlen und wieder zahlen hieß es von allen Seiten, denn überall war ich der Geprüelte. Mein Reisepaushale pr. 6000 fl. W. war um zwey Nullen geschmolzen. Gottlob, dachte ich, das Jahr meiner Prüfungs- oder Ausbildungszeit ist vorüber.

Ich reiste ohne weiters den folgenden Tag nach meinem Landgute Wildhausen ab. Während meiner Abwesenheit von dort hatte ich weder eine schriftliche noch mündliche Nachricht von meiner geliebten Sara erhalten; daher eilte ich mit größtem Verlangen in ihre Arme, um erstens die Ursache dieses venunft- und gefühlswidrigen Schweigens zu erfahren, und zweytens mich mit ihr durch eheliche Bande unauflösbar zu verbinden.

Als ich nach vollbrachter Hinreise mein Landgut Wildhausen vor Augen sah, und durch die lange Kastanienallee, welche zu meiner Besitzung führt, mit verdoppelten Schritten eilte, pochte mein Herz schneller, ich träumte schon tausend Wiedersehensküsse an dem Engelsmündchen meiner Geliebten zu verschwenden, und dafür von der Holden eine vierfache Summe als Entgegnung zurückverhalten; doch wer denkt sich mein Erstaunen und meine gerechte Verwunderung, als wir am obern Ende der Allee drey Individuen begegneten, welche auf mein Gemüth den tiefsten Eindruck machten. Zwey davon gingen Arm in Arm geschlungen, es war meine geliebte Sara und ihr Hausfreund Rahmens Meda, und sechs Schritte weiter zurück hinkte der 75 Jahre alte Gemahl meiner Angebetheten, Herr Commercialrath Schlucker.

Ich wollte die Treulose zur Rede stellen, eine unbekante Macht aber hemmte meine Stimme, und ich stand wie ein Taubstummer da. Daher kam mir die Frau Commercialrathin zuvor, und nach einem phlegmatischen Kopfnicken sprach sie zu mir:

„Sie haben mich mit Ihrem Geschreibsel so oft

belästigt, daß ich Ihnen meinen gerechten Zorn darüber nicht bergen kann. Da ich Ihnen auf Ihre ersten zwey Briefe nicht antwortete, hätten Sie leicht urtheilen können, daß unser Liebesfeuer wegen Mangel brennbarer Materialien erloschen sey. Daher eröffne ich Ihnen hiermit, daß ich 14 Tage nach Ihrer Abreise von hier den Herrn Commercialrath Schlucker geheirathet habe. Ich wünsche Ihnen nun Glück zum Antritte Ihres Landgutes und zu einer glücklichen Wahl, wenn Sie vielleicht sich verhehelichen sollten.“ — Und hiermit schloß sie ihre Rede, und spazierte Arm in Arm mit ihrem Hausfreunde fort, und ihr Herr Gemahl hinkte schweigend hinten drein.

Ich blieb stehen, wie Loths Weib, als sie zu einer Salzsäule verwandelt wurde, und sah diesen drey merkwürdigen Personen nach; ich wußte nicht, war es Traum oder Wirklichkeit, doch zeigte sich später, daß es Letztere war.

Meine Sara, ein Muster der Treue, ein Beyspiel von Anhänglichkeit bey meinem Abschiede, war nun bey meiner Ankunft, ja noch mehr, in 14 Tagen nach meiner Abreise zu einem Muster der Treulosigkeit und Lieblosigkeit verwandelt.

In düstre Melancholie dahingesunken, hielt ich nun das Unmöglichste für möglich. Ich wollte der Welt entsagen, und in stiller Zurückgezogenheit auf meinem einsamen Landgute Wildhausen meine Tage verleben.

Zufällig erfuhr ich eben jetzt den Aufenthalt meiner Aeltern; kindliche Dankbarkeit bewog mich, dieselben zu unterstützen, sie befanden sich zwey Tage weit auseinander, und nährten sich kümmerlich von ihrer Hände Arbeit. Seit jenem unglücklichen Brande im Städtchen A., wo sie ihre ganze Habe verloren hatten, mußten sie durch Dienen ihren Lebensunterhalt zu erhalten suchen. Als ich in eigener Person vor meiner Mutter erschien, und ihr entdeckte, daß ich die Frucht ihres Leibes sey, welche sie zur Erziehung dem Gutsheeren Hülfreich überlassen hatte, fiel sie vor Freuden in Ohnmacht, denn das Uebermaß mütterlicher Gefühle hatte ihre Sinne gelähmt. Als sie wieder zu sich kam, fiel sie mir um den Hals, und beneckte meine Wangen mit tausend Freudenthränen. Ich nahm sie alsdann mit mir, um auch meinen Vater aufzusuchen. Wir fanden ihn, und die Freude und der Jubel des Wiedersehens schien kein Ende nehmen zu wollen.

„Bist du schon verheirathet?“ fragte mich mein Vater, und ich antwortete natürlich „nein.“

„D dann, nimm die Tochter des blinden Rentmeisters Sailer, denn diese ist ein Engel in Menschengestalt, ein Muster der Geduld und Tugend; sie arbeitet Tag und Nacht, um ihren Vater zu unterstützen, welcher schon zehn Jahre lang das Augenlicht entbehren muß. Sie logirt über die Gasse im gemahlten Hause; wenn du Lust hast, so gehen wir nach dem Speisen hin.“

Obgleich ich für das Frauengeschlecht beynahе alles Zutrauen verloren hatte, befolgte ich dennoch den Rath meines Vaters, und ging in dessen Begleitung zum bewußten Fräulein. Und als ich das blondlockige gutgestittete Mädchen sah, ward ich mit heißester Liebe gegen sie entflammt. In vierzehn Tagen darauf feyerte ich mit ihr den Verlobungstag, und meine Aeltern an diesem Tage ihre Wiedervereinigung. Einige Jahre darauf sah ich mich umringt von muntern Kindern, und fühlte mich in ihren Freuden vergnügt und zufrieden.

Der Gemahl meiner treulosen Sara starb, nachdem sie fünf Jahre mit ihm verhehlicht war. Ich sah sie in ihrem Witwenstande öfters spazieren gehen, begleitet von ihren nunmehrigen Lieblingen, einem Pudel und zwey Möpchen.

Diogenes Romanus.

Wenn wir die Geschichte der Regenten und ihrer Völker aufmerksam durchlesen, oder einen forschenden Blick in das Leben, in das Leben einzelner Familien werfen, finden wir, wie mannigfaltig die Schicksale der Menschen sind. Aber innig werden wir ergriffen und gerührt, wenn wir die Geschichte eines Mannes lesen, dessen ganzes Leben sich die Glücksgöttinn zum Spielball der boshaftesten Laune gewählt.

Isaak Komnenos, byzantinischer Kaiser, von seinen Unterthanen, die er durch Geiz und Grausamkeit drückte, nicht geliebt, müde der fortwährenden und harten Kämpfe mit den Türken unter Alp Arslan, überdrüssig des irdischen Glanzes, ging, von einer unheilbaren Krankheit ergriffen, in ein Kloster, und überließ die Regierung sammt der Vormundschaft über seine noch unmündigen Kinder der jungen, schönen und wissenschaftlich gebildeten Eudoria, seiner Gemahlinn. Als der Kaiser mit dem Tode rang, berief er sie und bath, ihm zu versprechen, nie wieder zu heirathen. Eudoria, vom Anblick des Sterbenden ergriffen, versprach es, und das Document, welches dieses Versprechen enthielt, wurde in die Hände des Patriarchen Kiphillinos gelegt. Später aber bereute Eudoria dieses Versprechen.

Diogenes Romanus nämlich, ein vornehmer Grieche, wurde wegen Theilnahme an einer Verschwörung von Eudoria zum Tode verurtheilt, doch auf Bitten des Volkes, das ihn seiner ausgezeichneten Tapferkeit wegen liebte, von der Kaiserinn noch am Richtplatze begnadigt.

Als Diogenes vor Eudoria erschien, ihr für sein Leben zu danken, machte sein edler Anstand und seine Schönheit einen solchen Eindruck, daß sie ihm ihr Herz zuwandte. Er wurde verkannt, doch nach kurzer Zeit aus

dem Exil zurückberufen, und zum Feldherrn der orientalischen Truppen gemacht. Eudoria beschloß, ihn zu heirathen; aber ein großes Hinderniß, daß Document, lag ihrem Glück im Wege. Weiberlist überwand alle Schwierigkeiten.

Die schöne Eudoria schützte Liebe zu dem Neffen des Patriarchen vor, der, geblendet von den Vortheilen, die aus einer solchen Verbindung entstehen könnten, den Bitten Eudoria's nachgab und die Urkunde auslieferte. Alsogleich vernichtete Eudoria dieselbe. Diogenes wurde im Jahre 1067 ihr Gemahl. Ein darüber entstandener Aufruhr war bald gedämpft, und Diogenes wußte sich durch seine kräftige Regierung die Achtung der Constantinopolitaner zu verschaffen. Nachdem er im Innern seines Reiches Ruhe und Ordnung hergestellt hatte, zog er sein rührendes Schwert gegen die Türken, welche die asiatischen Provinzen verwüsteten. Doch das Glück war ihm nicht hold. Er wurde geschlagen, und gerieth in die Gefangenschaft der Feinde. Den grausamsten Tod oder die schmachlichste Gefangenschaft wählte ihm die Fantasie mit den grellsten Farben aus; aber das Glück lächelte ihm wieder. — Alp Arslan behandelte ihn wie einen König, nahm ihn in die Freundschaft auf, und nachdem die Bedingungen des Friedens ausgemacht waren, ließ er ihn ruhig nach Hause gehen. Auf seiner Heimreise brachten ihm aber Bothen die schmerzlichste Nachricht, daß seine Söhne die Fahne der Empörung erhoben und Eudorien in ein Kloster geschickt hatten. Diesen folgten neue Bothen, die ihn verhassten und blinden sollten. Vergehens versprach er, dem Throne zu entsagen, und auch in ein Kloster zu gehen, vergebens umklammerte er flehend und weinend ihre Knie. — Ihn wurden die Hände gebunden, er selbst niedergeworfen — das scharfe Messer blinkte, und ausgeflossen war der Quell des Auges, das goldene Licht der Sonne sah er niemahls mehr wieder! — Doch das Maß seiner Leiden war noch nicht gefüllt. Ohne seine Wunden zu verbinden, wurde er auf ein Maulthier gesetzt, und — der Bejammernswürdige! von Allen verlassen, seinem traurigen Schicksale überlassen. Sein Kopf schwoll an, in die Augenhöhlen setzten sich Würmer ein. Unter namenlosen Qualen lebte er noch einige Tage, bis der Tod, barmherziger als die Menschen, seinem Leiden ein Ende setzte. So starb der einst so glückliche Mann!

Der Sterbliche wünschte sich nicht ein schnelles Glück, und strebe nicht nach Dingen, welche ihm die Natur verweigerte. Ein solches Bestreben raubt ihm das kostbarste Kleinod: die Seelenruhe. Drum hoffe er nicht zuviel Hiernieden; denn ach! das Leben täuscht nur allzu oft! Trägt ihn auch die Glücksgöttinn zum höchsten Gipfel des Erdenglücks, so läßt sie ihn bald sinken in den jähen Abgrund des Glends. — Es gibt kein bleibendes

Erdenglück, und nur jene können wir glücklich preisen, die, genügsam und zufrieden mit der Stelle, auf welcher sie stehen, nicht nur die Freuden, sondern auch die Leiden dankbar nehmen aus des Herrn gütiger Hand.

Sonst und Jetzt.

Von einer Reise von London nach Paris zurückgekehrt, die der Kurländer Heinrich von Galen im Jahre 1675 mit einem Lord Russell gemacht, schreibt derselbe an Georg Bötkusam Dinge, die uns jetzt wie pure Räthsel klingen. Da heißt es: „Gott soll mich vor einer ähnlichen Reise behüten und bewahren; ich fühlte kein Glied mehr, als ich aus dem vermaldeyten, bloß auf einer Achse ruhenden Kasten wie zerschlagen herausstieg. Man kennt in England den Gebrauch der Schwungfedern gar nicht, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß eine Meile in einer englischen Kutsche weit mehr angreift, als ein sechsmahl längerer Weg in einer französischen. Auch sind die Wege und besonders die Wirthshäuser bedeutend schlechter in England als in Frankreich. Nur ein Kannibale kann sich mit dem Fleische sättigen, das man weder kocht noch bratet, sondern mit einem glühenden Eisen nicht viel mehr als wärmt, und das man Einem halb roh und noch dazu mit einer sauern, höchst verdrießlichen Miene vorsetzt. Der französische Wirth entschuldigt sich wenigstens unter tausend Büchlingen, wenn er dem fleischressenden Engländer während der Fastenzeit alte und halbthranige See-Enten, welche die katholische Kirche für Fische erklärt, oder Frösche, oder alte Pilze ansetzt, die der Engländer nicht ohne Grauen ansieht, und mit einem Soddam bewillkommnet. Man mußte in Frankreich verhungern, wenn man sich vor Schwämmen, Fröschen, Zwiebeln oder Knoblauch fürchten, oder, wie Lord Russell behauptet, kein Gras fressen wollte.“

Zu der Zeit, wo dies geschrieben ward, kam in Frankreich der Kaffeh in die Mode, mit dem der türkische Gesandte die Pariser Welt bekannt gemacht hatte, der viel Beyfall gefunden, aber auch viel Streit und Zank unter den Aerzten erregte. Viele erklärten ihn als der Gesundheit nachtheilig, ja sogar für an und für sich giftig. Im folgenden Jahre jedoch stand schon ein eingerichtetes Kaffehhaus fertig da.

Damahls kam auch die Chocolate auf, die man aus Spanien kennen gelernt hatte; man nahm sie in Paris gewöhnlich nur zehn, weil es damahls in Paris Sitte war, um zwölf Uhr zu Mittag zu speisen. Nur der König speiste um eine Stunde später, was das Publikum als eine unziemliche Neuerung laut tadelte. Frü-

her war es Sitte gewesen, vorzüglich zu Ludwig XII. Zeit, Morgens um 8 Uhr das Hauptessen einzunehmen. Als nun die Gemahlinn des Königs starb, und er aus Betrübniß die Zeit des Mittagessens von acht auf elf Uhr verlegte, verdarb er sich den Magen und starb.

In London findet der Schreiber die Straßen breit, die Häuser klein; in Paris ist es umgekehrt, da sind die Straßen schmal, die Häuser aber groß. Unausstehlich und ganz unerträglich muß auch schon damahls der Lärm in London gewesen seyn; denn Herr von Galen beklagt sich bitter darüber, so wie auch darüber, daß gar keine polizeyliche Ordnung beobachtet wird, und Jeder thut, was ihm gut dünkt. In Paris dagegen gehe es viel stiller und ordentlicher zu. In London schreyt Alles durcheinander; der Trödler auf der Straße, der Kaufmann vor seinem Laden, der Affen- und Bärenführer, der Gaukler, der Schlangen verschluckt, oder der mit der Nase auf der Flöte bläst. Auch die Beleuchtung der Straßen ist schlecht, während sie schon damahls nach der Anordnung des Polizeyleutnant La Reynil herrlich war, aber auch jährlich auf mehr als eine Million zu stehen kam.

Eine besondere Einrichtung in Paris erregt aber den Unmuth unsers Berichterstatters. Es waren nämlich damahls kleine Wägelchen im Gebrauche auf zwey Räderchen, die man Vinaigrettes nennt, die von einem handfesten Recl gezogen, und von hinten von einer Frau oder einem Knaben, oft von beyden zugleich gestoßen werden, für eine so reiche und jeder Art von Luxus fröhnende Stadt ein wahrer Scandal. In England fährt in Wagen, wem der liebe Gott die Mittel dazu gegeben hat; in Frankreich ist die Carosse ein Vorrecht des Adels und des Parlaments, ein Vorrecht, das von den Frauen der Parlamentsräthe bey jeder Gelegenheit benützt, und von dem Bürgerstande gewaltig beklaget wird. In London sieht man oft die Lady, in Paris eine Dame vom Stande nie zu Fuß auf der Straße, denn das wäre gar zu bürgerlich. Daher sind die öffentlichen Spaziergänge in London häufig, in Paris wenig besucht. Wie bey dem Engländer die Freyheit, ist bey dem Franzosen die Eitelkeit das Lebensprincip.

Die beyden damahligen Theater in Paris, das französische Schauspiel und die Oper, besuchte Herr von Galen nur wenig, nämlich die Oper nicht, da die Franzosen die üble Gewohnheit hatten, bekannte Arten halblaut mitzutrollern.

Der anatomische Saal in Paris, den der berühmte Verney eingerichtet hatte, machte dem Lord Russell, der ihn in Gesellschaft des Herrn von Galen besuchte, viele Angst. „Die Engländer haben wie die alten Aegypter,“ sagt von Galen, „einen wahren Abscheu vor den Zergliedern menschlicher Körper. Mein Engländer wurde bald blaß bald roth, und trieb zum Fortgehen.“

Für den üblen Anblick entschädigten sie sich in dem königlichen Garten, der durch den berühmten Gartenkünstler Le Notre in paradiesische Gefilde verwandelt worden war. Dieser Le Notre hatte kurz vorher dem Könige Ludwig XIV. zur Verzierung einer Gallerie zu Versailles Gemälde, worunter sich mehrere von seiner eignen Hand befanden, für einen Werth von 30000 Thaleru geschenkt, wofür der König seinen Gärtner umarmt und ihn eo ipso in den Adelstand erhoben hatte. Lord Russell machte große Augen, als ihm dies erzählt wurde; in seinem Vaterlande umarmten sich die Männer niemals, sondern reichten sich bloß die Hand zur Begrüßung, und wären sie auch die innigsten Freunde und Jahrelang getrennt gewesen. Man warnt Fremde, bey zufälliger Begegnung von Bekannten, sich in den Straßen ja nicht zu küssen, und sich etwa dadurch der gewissen Mißhandlung des Pöbels auszusetzen. Eine solche Art des Nobilitirens wollte unserm Engländer gar nicht in den Kopf.

Damahls waren auch die Duelle in eine ganz besondere Aufnahme in Paris gekommen, selbst Weiber schlugen sich, und nicht bloß Sängerinnen und Schauspielerinnen, wie eine gewisse Demoiselle Mauffin, die einen Mann, der sie beleidigte, im Zweykampfe erstach, nachdem sie bey dem berühmten Savane fechten gelernt hatte, sondern die vornehmsten Damen. So erzählt Herr von Salen: „Neulich begegneten sich zwey erklärte Feindinnen, die Marquise von Pompadour, und die Comtesse von Montarete auf dem Pont neuf, bemächtigten sich der Degen ihrer Begleiter, und schlugen sich auf Leben und Tod. Die eine von Beyden soll schwer verwundet, ihre Gegnerinn aber nach der Bastille geführt worden seyn. Eben so arg in ihrer Art treiben es die Nichten des Cardinals Mazarin, die Commetable von Colonna und ihre Schwestern, die Herzoginnen von Mazarin und von Bouillon zeigen sich hier in Männerkleidern, den Degen an der Seite, und den Hut auf dem Kopfe öffentlich, und zwar in Begleitung von vielen jungen Herren auf den besuchtesten Promenaden.“

Die Pariser Damen damahliger Zeit standen im Ruhme großer Gottesfurcht, eigentlich wohl nur eines fleißigen Kirchenbesuches. Was es aber damit für eine Verwandniß gehabt habe, gibt uns der Erzähler in einer hübschen Anekdote zu verstehen. An einem Sonntage machte sich der mürrische Herzog von Brissac den Spas, und rief vor dem Anfange der Messe den Wachen zu, sie könnten abmarschiren, weil der König nicht komme. Da verließen auch die frommen Frauen ihre Sitze und gingen davon. Als nun der König, der gewohnt war, die Tribune dicht besetzt zu sehen, wirklich kam, konnte er gar nicht begreifen, was vorgefallen sey. Da erzählte ihm der Herzog von Brissac, was er gethan. Der König

lächelte, der Herzog aber hatte sich eine Anzahl bitterer Feinde gemacht.

Am Ende seines Briefes erzählt Herr von Salen noch, wie es bey einem Gastmahle hergegangen sey, das zu Ehren des Marschalls Grammont gegeben wurde. Nachdem dieser wichtige Marschall von einem Mahle erzählt, dem er einst bey dem Großadmiral von Spanien beygewohnt hatte, das aber nur ein Schaugepränge der spanischen Grandezza war, bey dem man die siebenhundert gewaltigen, mit dem Wappen des Admirante geziertern silbernen Schüsseln bloß auf- und wieder abgetragen hatte, da Safran und Gold ihren Inhalt ganz ungenießbar machten, pries er die Sitte der Franzosen, die selbst bey den feyerlichsten Gelegenheiten nicht bloß zusehen, sondern auch zulangern wollten, und lobte die Mahlzeit des Wirths, die sich unter Pauken- und Trompetenschall bis um 9 Uhr Abends verlängerte. Man trank 3000 Gesundheit, man stieg endlich mit erhitzten Köpfen auf die Tische, die man früher vorzüglich gestüht hatte, und der lahme Marschall tanzte mit den Eminenzen einen Reigen.

Beschreibungen.

Merkwürdige Ueberreste alter Städte in Honduras.

Das Copanthal liegt in dem fruchtbarsten Theile des Hondurasstaates. Die hier vorhandenen Ruinen befinden sich am Ufer des Copanflusses, der, in der Montaña fließend, zur Honduras-Bucht strömend, nahe an 300 englische Meilen (100 Stunden oder 60 deutsche Meilen) von der See ist; versteckt in einem Walde, aus welchem die einzelnen Reste ans Tageslicht zu ziehen den Reisenden durch Niederhauen der Bäume nur mit äußerster Mühe gelingt.

Der Theil dieser uralten Trümmer, den man bis jetzt erforscht hat, zieht sich längs dem Flusse hin und wird vielleicht mit Unrecht der Tempel genannt, ein längliches Viereck, dessen Frontlinie 634 Fuß in der Länge, 60 bis 90 in der Höhe mißt, und aus 3 bis 6 Fuß langen, 1 1/2 Fuß breiten Steinen besteht. Die andern drey Seiten bestehen aus Reihen von Stufen in einer Reihe von 30 bis 140 Fuß steigend. Der ganze Umfang des Vierecks beträgt 2866 Fuß. In seinem Innern erhebt sich kaum ein bestimmter Plan, so sehr ist Alles von dem Walde überwuchert. Doch scheiden sich zwey Bantzen aus in der Gestalt von abgeplatteten Pyramiden mit Stufen an den Wänden.

Was aber den Ruinen von Copan ihren eigenthümlichen Charakter verleiht, sind eine Art Idole, viereckige Pfeiler mit Sculpturen an den Seiten, theils unter dem Fuße der Umfangsmauer selbst, theils in einer kleinen

Entfernung davon innerhalb eines kleinen, terrassirten Stiegwalles. Herr Caterwood zeichnete sie auf's treueste mit der Camera lucida; die Pfeiler sind 11 bis 13 Fuß hoch, 4 Fuß breit und ziemlich 3 Fuß dick, öfters auf einer Basis stehend, oder mit Steinen umlegt. Die Frontseite zeigt im Relief eine menschliche, aufrecht stehende Gestalt, deren bunter Kopfschmuck meist das ganze obere Drittel des Steines einnimmt. Zwey Drittel gehören der kurzen und breiten Figur, mit großem Kopf und absteigenden Ohren, die Arme auf die Brust gelegt, die Füße ausgespreizt, mit Sandalen unterbunden.

Männer und Frauen unterscheiden sich in Gestalt und Gewand. Die erstern tragen eine eigenthümliche Art von Knebelbart, der unter dem Kinn zusammengeflochten zu seyn scheint, und aufgekämmtes Haar, während das der Frauen in Locken über die Stirne liegt. Das Gewand fällt bey den Frauen lang auf die Füße herab, und scheint bey den Männern um die Füße gewunden; beyden ist aber ein langer, bunt verzierter Streifen eigenthümlich, welcher sich zwischen den Beinen hinabzieht, und bey den Männern an eine Art kurzen Schurz anschließt. Die Verzierung der Gewänder und der Kopfschmuck scheinen Stickereien, aufgesetzte Metallplatten, Federn. Aber in dem Allen zeigt sich eine so angenehme Stylisirung, ein so durch alle Schnörkel durchgeführtes architektonisches Princip, daß es schwer seyn möchte, die einzelnen Motive und Bestandtheile zu entwickeln. Die Ausführung erinnert in Schärfe und Reinheit oft an die Werke ägyptischer Kunst.

Rückseite und Seiten des Steines sind auch mit Verzierungen bedeckt, bey denen dem Reisenden kein Zweifel bleibt, daß es Reihn hieroglyphischer Zeichen seyen, eine merkwürdige, nicht den ernstlichen Charakter der ägyptischen Hieroglyphen, sondern den Charakter einer fast phantastischen, Arabesken tragenden Schrift. Außer den Idolen kommen andere Figuren vor: Altäre von verschiedener Form, aber vermuthlich in Beziehung zu den Idolen, vor denen sie standen. Merkwürdig ist eine mit Relief an dem Steine sitzende Figur mit untergeschlagenen Beinen, die obere Fläche mit hieroglyphischen Zeichen bedeckt. Sodann sind an den Wänden der viereckigen Umfassungsmauer sowohl gegen das Land als gegen den Fluß hin zahlreiche Nischen von Sculpturen. Sie sind zum Theil herabgefallen und zertrümmert.

Denkwürdigkeiten aus der Insectenwelt.

Wie viel Insectenarten gibt es wohl auf der Erde? Dies genau auszumitteln, wird nie möglich werden; wahrscheinlich aber sind viel mehr, als wir Pflanzen-

species haben; der letzteren kennen wir bereits 60000 und der noch nicht ausgewittelten mögen nicht viel weniger seyn, also 110000 bis 120000. Nun mögen zwar viele Pflanzenarten, wie Flechten, Moose, Seegräser, von keinen Insecten heimgesucht werden; dagegen wohnen auf manchen, auf Schwämmen z. B. mehrere dergleichen ganz verschiedene, und man sieht, daß nur nach dieser Analogie zu schließen, die Vermuthung, es könne 200000 Arten von Insecten geben, auf eine Kleinigkeit hinausläuft; denn manche Pflanzenart ernährt wohl 6 verschiedene Arten von Insecten. Auf Pflanzen, auf Ausmittlung ihrer Arten achten Hunderte und Tausende, auf Insecten fast Niemand; daher die Zahl der bekannten Arten dort so groß, und hier noch so klein.

Die Insecten können in Betreff ihrer Nahrung in Pflanzen- und fleischfressende getheilt werden. Die erstern, sollte man meinen, sollten viel zahlreicher seyn als diese; allein man vergesse nicht, daß eine Thierart oft mehr als eine solche Schmarotzerfamilie ernähren muß, und daß viele Insecten wieder von andern Insecten heimgesucht werden. Beyde Arten dürften sich daher wohl die Wage halten. So kontinuen von unsern Stubensfliegen im Herbst Tausende um, indem sie von einer Milbe gleichsam bey'm Leben aufgezehrt werden. Man sieht sie matt und fast bewegungslos an der Wand, an den Vorhängen sitzen und betrachtet man sie genauer, so erkennt man mit bloßen Augen, wie ihr ganzer Leib mit weißlichgrauen Streifen bedeckt ist, die aus nichts als zahllosen Milben bestehen. Dagegen legen die meisten kleinen niedlichen Graskiegen ihre Eyer in mehrere Arten von Grascaupen. Geht man im Sommer über eine Wiese, so sieht man an den Stengeln dieser oder jener Pflanze ein zartes Cocon; daß eine Raupe sich hier eingesponnen hat, ist klar, aber man nehme nur eines mit sich nach Hause und thue es in ein Glas; es ist nach acht oder zehn Tagen voll niedlicher kleiner Fliegen und der Cocon ist leer. Die Raupe hatte gerade Kraft genug gehabt, um sich einzuspinnen, um durch ihren Leichnam diesen Schmarotzer Raum zu geben. Die Eyer waren darin ausgebrütet, und hatten sich nun ihrerseits in dem weichen Cocon zu der Fliegengestalt entwickelt. Eine andere solche Fliegenart findet das Nest für die Eyer und das Futter für die ganze Brut in den Arten der Blattläuse. Wenn man von diesen eine Hülse unten an einem Blatte findet, so hat man nur das Grab vor sich, aus welchem eine der niedrigsten Fliegen entflohen war.

Viele Insectenarten, vielleicht die meisten, mögen die fünf Sinne, wenn auch anders modificirt und organisiert, mit den übrigen Thieren gemein haben, obchon Linne und Bonnet ihnen das Gehör absprechen. Einige Raupenarten halten in ihrer Wanderung ein, wenn sie in der Nähe ein Geräusch hören; Spinnen lassen von

ihrem Raube ab; Gretry sah eine regelmäßig auf sein Instrument kommen, wenn er darauf spielte. Fliegen werden gleichsam stutzig, wenn sie plötzlich ein Geräusch vernahmen; Insecten, die in Gesellschaft leben, scheinen sich durch Töne zu verständigen, wie z. B. die Bienen, wenn sie schwärmen. Brunelli sah, daß seine Grashüpfer ihr Zirpen einstellten, wenn die Thür aufging, wenn geklopft wurde. Er lernte ihr Zirpen nachahmen, und kaum hörten sie ihn, als sie einstimmten. Das Weibchen der Grashüpfer scheint eben durch das Zirpen des Männchens zu diesem angelockt zu werden, wie Brunelli deutlich beobachtete, als er ein Weibchen in Freyheit setzte, das sogleich wieder zurückkehrte, als das Männchen rief, mit dem es eingesperrt gewesen war.

Manche Insecten sind treffliche Wetterpropheten, vielleicht durch ihre Fühlhörner. Von den Spinnen ist dies weltkundig, aber auch die Bienen, die Ameisen sind darum merkwürdig. Sie werden nicht vom Regen überrascht. Ehe er eintritt, sind jene in ihrem Stöcke, und diese haben ihre Puppen in Sicherheit gebracht. Wenn die Bienen nicht ausfliegen, ist veränderliches Wetter zu erwarten, und kommen sie Abends erst spät nach Hause, so wird den andern Tag gewiß schönes Wetter. Manche Fliegenarten suchen, wenn Regen droht, die Wohnungen der Menschen auf, und stehen diese höchst empfindlich. Ihre Fühlhörner scheinen ihnen zur Ausmittlung dieser Veränderung zu dienen, denn sie sind bald fein behaart, bald fein befiedert, und so wahrscheinlich für die Einwirkung der elektrischen Luft, wie der mancherley andern uns nicht bekannten Bestandtheile der Luft empfänglich.

Agnes von Pernegg.

Romanthch-historische Erzählung.

Ich führe die Leser in das graue Mittelalter zurück; ich wecke die Erinnerung an eine längst vergangene Zeit. Der Schauplatz meiner Erzählung ist die in dem romantischen Muthal auf waldumhüllten Bergeshöhen gelegene Burg Pernegg (Barneck), von welcher heut zu Tage nichts mehr übrig ist, als zerklüftetes Gestein von Ephen umrankt, verfallene Mauern, die noch zeugt, nach einem entschundenen Jahrtausend, von ehemahliger Größe zeugen.

Der Held meiner Erzählung ist der Ahne eines edlen vaterländischen Geschlechtes, welches noch dermahl grünt und blüht, dessen Altergröße die Geschichte der Steyermark aufweist, — die Heldinn, die schöne Agnes von Pernegg, deren adeliger Stamm schon vor dem vierzehnten Jahrhundert erloschen.

Seitwärts der Burg liegt das sogenannte Neunfeld. Der Schluß gegenwärtiger Erzählung gab ihm den Namen.

„Hurtig Georg! warte den Schecken ab, dann zieh den Sattelgurt fester, es gilt einen scharfen Ritt“ sagte Ritter Wülfing von Stubenberg zu seinem Knappen, der vor der Schenke auf dem Wege zwischen Pfannberg und Pernegg eben beschäftigt war, dem Streithengste seines Herrn das Trankbüttl vorzuhalten. —

Das Wirthshaus, bey welchem nur selten Zuspruch geschah, gehörte einem Hörigen (Leibeigenen), der demüthig unter der Schwelle des hölzernen Bauwerkes stand, und auf die Rede des Ritters dem Knappen behülflich war, Raum und Sattel wieder in Ordnung zu bringen. — Der Ritter ging ungeduldig auf und ab.

In der Stube der Schenke saßen zwey reißige Kriegsknechte, die gegen Graf gehen, und ein Dritter. Dieser war sicher nicht Knecht oder Knapp, denn er trug eine mit Silber gestickte Schärpe und ein ritterlich Schwert.

Er hatte fortgewollt, als er jedoch den Ritter mit Georg dem Knappen des Weges kommen sah, da zog er sich zurück, und fing vorsätzlich mit den beyden Kriegseuten ein Gespräch an; dabey aber versäumte er nicht, von Zeit zu Zeit durch die Fensterlücke auf die Straße zu spähen. Es schien ihm darum zu thun, in Kenntniß zu seyn, wohin Ritter und Knappe ihren Weg nehmen werden.

Der Schecke stampfte muthig mit dem Vorderfuße, Georg hielt den Steigbügel, Wülfing von Stubenberg schwang sich hinauf, und bald war der kühne Reiter verschwunden. Der Knapp tummelte sich dem Herrn zu folgen.

Als dies der Harrende in der Stube gewahrt hatte, trat er eilends heraus. —

Es war noch ein junges Blut, wohl erst an zwanzig Jahre alt, trat aber nichts desto weniger in einem gewissen Selbstbewußtsein von Stolz und Würde auf. —

„Wichtig“ murmelte er bey sich, „der Stubenberger sprengt gegen Pernegg, er, der schönen Agnes Liebster. Mein, das soll, das kann, das darf nicht seyn, was wär es dann mit meinem Herzen.“ — Eine Weile überlegte er still, was zu thun, er zog die Lippen zusammen, um welche sich der jugendliche Bart schlang, er stampfte mit dem Fuße, er knirschte mit den Zähnen, ganz das Bild des Eifersüchtigen, welches sich immer und ewig gleich bleibt, dann aber rief er:

„Heda, Schenker! Heda!“

Der Wirth kam.

„Wo verweilt der Lotterbube, mein Dienstmann, schon vier Stunden ist's, daß ich ihn zur Röchelsteiner Drude gesendet, er könnte wohl schon zurück seyn, und mir die Mähre aus dem Stalle ziehen.“ — „Edler Herr!“ meint der Hörige unterwürdig, „wenn's sonst nichts ist,

das kann ich wohl auch thun?“ — „Nein — kriech' da die Höhe hinan, und spähe, ob du ihn erblickst.“ —

„Was nützt auch die Drude, die in der Drachenhöhle haust — auch sie wird nicht im Stande seyn, ein Tränklein zu brauen, welches mir Agnes Herz gewinnt; ha wär ich mächtig so wie du, Stubenberg, hätte deine Söldner und Leibeigne, auf deiner Burgen Zinnen sollte bald der rothe Hahn krähen, aber so — da kann nur List über Macht und Gewalt obliegen.“

Der Schenker kam zurück.

„Ich sehe nichts, edler Ritter! leer ist Straß und Weg.“ — „So sag dem faulen Knecht, er soll haren mein, bis Sonnenaufgang bin ich wieder hier, und jezt spute dich, daß mein Ross ich besteigen kann.“ —

Flink und flugs war das Thierlein bey der Hand, Der Ritter setzte die Sporen ein, als ob er fürchtete, eine Wegelagerung zu verspäten. Die Reissigen in der Stube sprachen zu einander: „Ehre der Ritterschaft; — aber das junge Herrlein muß etwas besonderes in Schilde führen, so wahr ich Peter heiße.“

„Wer ist der Sauswind, Heinz?“ fragte der eine den Schenker.

„Still — ein guter Herr und kein Ritter, der, wenn Kaufhern die Straße ziehen, diese zum Schauplaz seiner Thaten macht, und diebeutel der Reisenden seinen Sädel füllen müssen, Ritter Kuering, ein jungs Blut, unser in Land bekannter tapferer Wülfing muß ihm aber irgendwo im Wege stehen, und denk' ich recht, so minnen wohl Beyde zugleich um die schöne Agnes.“

„Auch gut,“ meinten die Reissigen, „wird bald ernsteres, als zu minnen geben, brochen wir auf, wir finden wohl weiter gegen Graß auch noch gastlich Dach.“

„Und was sporent euch denn so sehr zur Eile?“ meinte der Schenker, „nehmt vorlieb für heute unter meinem Dach — in ein Paar Stunden ist die Sonne unten, und die Nacht ist des Menschen Feind.“ —

„Sollt's bald erfahren. — Wir eilen gegen Graß. Ottokar, Markgraf zu Steier, sendet uns mit wichtiger Bottschaft an die Edlen in Kärnten, Eppenstein, Avelanz, Wahrburg, Pettowe und Silley, die Grafen von Lutben, sie zu rufen und zu vermahren zum Kreuzzug nach Palästina, wo das Grab des Heilandes in fremder Gewalt, und die Christen in Fesseln schmachten.“ —

„So — dann will ich euch nicht halten, nehmt noch einen Humpen Wein zur Labniß, dann zieht, euch fremmen Boten mögen Geister und Nacht nichts anhaben.“ —

Jezt polterte ein rauher Gesell herein. Es war Kuerings Knappe, Heinz. —

„Bey den drey Heiligen aus dem Mohrenland, lieber mit jungen Weibern zu thun zu haben, als mit alten Betteln. Stolz' ich über Stock und Wurzeln tief im Wald hinein zur alten Drude, und was ist's; nichts

ist's. Der Ritter ist fort, und ich kann die Herrenbottschaft durch die Nacht mit mir herumtragen.“ —

Er setzte sich auf einen runden Holzpflock, der an dem Tische stand, und summt ein Kampftied. Die beyden Reissigen waren während der Zeit aufgebrochen. Der Wirth zündete einen Rienspan an, und klemmte ihn in einen eisernen Ständer, dann brachte er einen Bund Stroh den er auf den gestampften Erdboden hinschüttelte. —

Es war schon dunkel geworden, Heinz sprach den Abendsegen, that einen herzhaften Schluck aus dem vollen Glase, welches ihm der Wirth hingesteckt, und streckte dann seine müden Glieder auf die Streu.

Am Söller der Burg stand die schöne Agnes von Pernegg. Sie hörte das Klauschen der Wogen der Mur, sie tauschte des Sanges der Vögel, die auf den Nesten des Höhrenwaldes ihr Abendlied zwilscherten; dabey dachte sie des Liebsten, des wackern Ritters Wülfing von Stubenberg, der Schlossherr, ihr Bruder, war eben vom Weidwerk heimgekehrt.

Da stieß der Thurmwart ins Horn, die Mäiden im Turnerhof kläfften, und den steilen Weg zur Zugbrücke der Burg hinan sprengte ein Reiter. Agnesens Scharfblick erkannte ihn, freundlich weht dem Kommenden der Schleier entgegen. Der Ritter war ein willkommener Gast, und bald saßen dieser, der Pernegger und die schöne Agnes im traulichen Gespräche beysammen. —

„Waffenbruder!“ sprach Wülfing, „du wirst dich wundern über meinen späten Besuch, aber es drängte mein Herz, Agnes noch heute zu sehen, denn noch Nachts muß ich gegen Graß, wo sich die Edelsten des Landes versammeln, auf Aufforderung des Nachfolgers Petri zu Rom, und Markgraf Ottokars zu Steyr, um sich über den Zug nach Palästina zu verbinden und den Heerbann aufzubieten.“

„Schon sollen wegen großer Drangsal der Christenheit neuerliche Boten unterwegs seyn.“

„Und du, mein Wülfing?“ unterbrach ängstlich Agnes.

„Ich — mein treues Lieb! müßte kein Stubenberger seyn, sollte ich mich mahnen lassen, wo es eine Wafenthät gilt, meines Geschlechtes würdig. Ich zieh mit nach dem Orient mit den wackern Mannen, meinen Steirern, in Venesia schiffen wir uns ein auf stattlichen Galeeren; doch bevors zweymahl grünt in den heimatlichen Bergen, hoff' ich wieder bey dir zu seyn, dann Agnes, sollst du mein treues Weib seyn, nicht wahr, Waffenbruder?“

„Ja — dann leg ich die Hand der Schwester, die mir der Vater am Todtenbett zur Hülftung vertraut, in die meines theuersten Freundes, der sich neuen Ruhm erworben im fernen Land —“

„Bruder! ich wollte, es wär auch mir gegönnt, dir zur Seit' zu seyn als Freund und Schützer. Du

weist meine Brustwunde, wieder bricht sie auf, ich kann den Eisenharnisch nicht mehr tragen.“

„Hast du nicht das genügende Bewußtseyn, daß diese Wunde fürs Vaterland sey geschlagen, als du, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, die barbarischen Ungarn zurücktreiben halfst aus den heimatlichen Marken. — Gut, daß dieser Sieg, obgleich mit vielem Blut erkaufte, gelungen, nun mag der Ackermann mit Ruh sein Feld bebauen, und Bayerns Herzog und der deutsche Kaiser werden Siedler schicken in unser schönes Land, daß sein Naturreichthum durch Fleiß und Bebauung sich mehre.“

„Und wann gedenkst du schon zu ziehen, Bruder?“

„Wie die Fähnlein der Grafen von Steier und Kärnten besammeln, — dann ziehen wir mit Gott.“

„Meine Leibeignen will ich scharen, unter deiner Leitung sollen sie kämpfen im Nahmen ihres Herrn, der sie selbst nicht führen kann.“

„Ja, sie sollen das Panzer Perneggs wehen lassen auf den Zinnen der heiligen Stadt, so es St. Joseph will, du aber, Bruder, du wahre mir meine Braut, indeß bis ich glorreich wiederkehre.“ —

„Wort und Handschlag darauf Bruder!“ sagte der Pernegger, „ist aber der Tag bestimmt zum Ausbruch, sind meine Soldner und Reifigen versammelt, da will ich ein glänzend Waffenfest geben zum Valet, weithin ins Land sollen auf der Burg Pernegg die neuen Kriegsfähnlein wehn, nicht still, wie zu einem Todtengang sollen meine Kämpfer scheiden, sondern mit Jubel, mit Sang und Lust, als ging's zum Tanz, wenn's gleich ein blutiger werden wird. Da soll Agnes ihrem Verlobten Schärpe und Helmbusch reichen, damit er ihre Farbe trage in Sieg und Schlacht, damit er ihrer treu gedente in weiter Ferne, und der Liebe Talsman in Gefahr ihn stärket.“ — „So Bruder, so und nicht anders, der Heiland lohne es dir“ erwiderte bewegt und gerührt Wülfsing und umarmte seinen Freund, „und nun lebt wohl, was in Graß beredt und ausgemacht wird, das sollt ihr alsbald durch meine Bottschaft erfahren.“

Während der Pernegger seinem Leibknappen Befehl erteilte, in der Gesindestube Wülfsings Diener aufzusuchen, falls es nicht bereits geschehen, ihn aufs Beste zu bewirthen, und dann ihm zu künden, daß der Herr zum Ausbruch mahne, — koste der tapfere Wülfsing mit der schönen Agnes, selbst dem Herz des Helden that es weh, sich losreißen zu müssen von der schönsten der Jungfrauen, die ihm ihre Huld und Lieb geschenkt, doch Ritterpflicht geht vor Winnepflicht.

II.

Dies ging im Innern der Burg vor, deren hohe Gemächer schon erleuchtet waren. Die Thore waren ge-

schlossen, die Zugbrücke aufgewunden, der Thurmwart hatte sich zurückgezogen, denn gottlob, es war eine friedliche Zeit im Vaterland, nur eine einzelne Wache ging im Turniergarten, in den Gängen, auf dem Schlosswall auf und zu, um Feuersgefahr zu hütten, oder absonderliche Ereignisse anzukünden.

Am Fuße des Berges, auf welchem die ritterliche Burg Pernegg steht, steigt ein Mann vom Pferde; er zieht selbes vom Wege abseits in dichtes Gebüsch, bindet es dort mit dem Zaume an einen Baumast, und steigt selbst still und vorsichtig auf abseitigem Waldsteige zum Schlosse hinan. —

Am Hintertheile desselben ist die Bogtey angebaut; als er sieht, daß durch die Fenster ein Lichtlein guckt, klopfet er an die Pforte, sprechend: „Thut auf, alter Martin! thut auf.“

„Ihr seyd's, Kuering!“ räusperte der Alte und öffnete. „Warum kommt Ihr wie ein Knecht zu Fuß, warum nicht vorne gleich ins Schloß zum Besuch?“ —

„S ist ein and'rer Besuch da — nicht wahr?“

„Ja wohl.“

„Wer?“ — „Nun, wer sonst, der Stubenberger.“

„Martin, mir brennt's im Herzen, was soll ich thun? wäre ich schlechter, als ich bin, dann müßte er bluten.“

„Nun geseht, es gelang' Euch ein böser Streich, was dann? Wo soll Agnes Burgfrau werden?“

„Habe ich nicht Anspruch, wieder zum Besizthume meines Vaters bey Steyr zu kommen, durch des Markgrafen Macht, welche mir dessen Feinde im ungerechten Kampf entrißen, mir, als ich noch ein Knabe war, und mein Recht nicht wahren konnte.“

„Was, Ansprüche!“ meinte der Vogt, und schüttelte zweifelhaft den Kopf.

„Nun — und fällt nicht nach des Bruders Tod, der seit der Ungarnschlacht gewaltig hinsiecht, Perneggs Besiz Agnes anheim? Helft mir, Alter, es soll Euer Schade nicht seyn — eines meiner Schloßer geb' ich Euch frank und frey zum Lehen auf Kinds und Kindsfinder.“

„Wenn Ihr's habt — he! doch sey's, da seht drey Kreuzeszeichen unter.“ Damit fertigte er holpricht und langsam eine Schrift, die Kuering zeichnen, und worauf er mit der Schwertes Knaut das Wappen hinzusetzen mußte.

„Wir wollen sehen; gut ist's doch, daß, als ich noch Klosterknecht war, ein frommer Bruder mich mit der Feder etwas hantiren lernte. — Hört Ihr das Pferdgetrappel? mich dünkt, der Besuch ist aus, der Stubenberger will von dannen reiten, wollt Ihr ihn nicht treffen, so eilet zuvorzukommen. Das Uebrige laßt einweil, ich will's beschaffen — ich und die Zeit bringen vielleicht den besten Rath.“

Durch das Pfortchen, durch das er gekommen, ging Kuering wieder schnell den Berg hinab, band sein Thier

los und klepperte der StraÙe zu. Kaum aber hatte er die StraÙe erreicht, so hörte er schon einen Reiter hinter sich; dieser kam näher und näher, und hatte ihn bald eingehohlt.

Schweigend ritten sie ein Paar Augenblicke neben einander, der Diener des Letztern hinterher, da fiel das helle Mondlicht auf Kuering. —

„Aha! Ihr seydt's, Ritter“ sprach Wülfing den Erkannten an, „woh in des Weges?“

„Hab' Euch auch nicht gefragt, woher Ihr kommt, obwohl's leicht zu errathen.“

„Gerade so wie bey euch, es wundert mich aber, daß Ihr nicht einspracht in Pernegg, Ihr thut's doch gerne, sonst.“

„Wenn nicht Gäste da sind — lieber gesehen, denn ich.“

Wieder ritten die Beyden ein Paar Minuten stumm nebeneinander. —

Endlich brach der Stubenberger abermahl das Still-schweigen.

„Laßt dies — hätte Agnes Auge mild und liebend auf euch geschaut, ich hätte es euch gegnüt ohne Groll; — nun ist's nicht so, was soll das anfeinden? Ihr verbergt euern Mißmuth schlecht, Ritter. Ihr treibt Euch in letzter Zeit mit übelberüchtigtem Gefindel herum, und sprecht dem Burgvogt des Pernegger nach, der nicht weiß, welche Schlange er in seinem Busen nährt, will's Gott, will ich ihm die Augen bald aufklären.“

„Was kümmer't's Euch, Wülfing! ich bin Mann genug, mein eigener Wärtel zu seyn.“

„Das ist auch meine Absicht nicht, sondern Euch freundlich vor Veruchung zu warnen. Seht wird sich bald ein ander Feld für Wuth und Zeitvertreib öffnen. Ihr zieht doch mit nach Palästina?“

„Noch ist kein Aufauf an mich ergangen — freylich hab ich nicht Gut und Leut im Land, so muß man schon nachsehen.“

„Ihr seydt Ritter! Aufforderung genug, mehr braucht es nicht, die Ehre ist der Herold, der euch ruft. Unter uns gesagt: Ihr werdet doch nicht, während Ritter kämpfen, wie ein feiger Troubadour im Friedenslande wegelagern um Weibermögensold, vielleicht zum Nachtheil Anderer.“

„Kueing schlug an sein Schwert, „Keinen Schimpf, Wülfing!“

„Spart das Schwert für die Köpfe der Ungläubigen; nur so meine Meinung.“

„Ich sag' euch Valet, Ritter! auf baldig Wiedersehen, mein Knapp ist in der Schenke, die nahe hier am Wege liegt, ich muß ihn wecken.“ —

Der Stubenberger sprengte fort, Kuering zog die Zügel an, und ritt langsam, sinnend der Schenke zu. —

Das erste Morgenroth küßte schon die Alpenspitzen.

In der Schenke herrschte noch die tiefste Ruhe. — „Geda! holla hol! aufgethan ihr Faulenzer!“ schrie der Ritter, und donnerte an das hölzerne Thor. „Soll ich meine Nähre selbst unweisen, und die Locken mir vom Thau neßen lassen?“

Die Augen reibend erschien der Schenke, und befolgte der Ritters Gebot; auch der Knappe erhob sich aus seinen Träumen von der Streu und sputete sich, vor dem Herrn zu erscheinen.

„Hier im Freyen ist's kühl — der Morgenwind weht schneidend über die Köpfe, komm in die Stube mit mir, der Schenke soll das beste Tröpflein bringen, das er im Fasse hat.“

Sie gingen in die Stube, der Ritter warf sich auf den massiven Holzstuhl, kreuzte die FüÙe und sprach: „Nun — Saumseliger! was hat dir die Hexe für Vothschaft mitgegeben?“ — „Schlechte, Herr! ich hab das Kauderwälsch der Alten nicht einmahl verstanden, sie sagte: „Künde deinem Herrn: ich sehe ihn auf weiter Fahrt — aber nicht zu seinem Ziel, eine Schlange schlingt sich um ihn, um ihn zu zerdrücken, kann er widerstehen, so steht ihm Gutes bevor, sonst — sonst seh' ich Blut, und das, worin er Leben sucht, bringt ihm den Tod.“ —

„Ey, so krächzt der Waldrabe, laß ihn krächzen, wir thun, was uns selber gut dünkt. Da trink — mich laß ein wenig schlummern, dann gegen Graß.“

Er hüllte sich in seines Dieners Mantel, bog den Hinterleib an die Stuhllehne zurück, nickt mit dem Haupte, und war bald entschlafen. —

Desselben Vormittags, an welchem dies geschah, kamen Ottokars Vothen in Graß an, und kündeten den Kreuzfahrerezug.

Schnell drang in alle Gegenden der Lande die Kunde, Ritter und Reifige sammelten sich, und schon wenige Tage darauf ritten einzelne Fähnlein unter Trompeten- Fanfaren ein.

III.

Auf dem Wege bey Peggau, Rabenstein und durch das Murthal hinauf ist ein sonderbares Leben zu bemerken. Feurige Rosse mit behenden Reitern wirbeln Staubwolken auf, Säusten, von Knappenvolk begleitet, bergen schöne Frauen und Jungfrauen — Alle ziehen gegen Schloß Pernegg.

Die Burg ist festlich geschmückt, Fähnlein und Kriegsbanner wehen auf den Zinnen, die Höfe sind mit Waldgesträuch und Blumengewinden verziert, Tanz und Sang beschäftigt das leibeigne Volk; die aufgebothenen Mannen, schon bewehrt und in voller Kriegskleidung, thun sich mit Speis und Trank güttlich, mancher junge Söldner aber nimmt in einer Nische der Ringmauer Abschied von seinem Lieben. —

Am Morgen sollte Wülfing, der Tapferste der Stubenberger, aufbrechen mit seinen und des Perneggers Leuten.

Im Prunksaal der Burg prangte eine große Tafel. Der Pernegger und seine Schwester empfing die ankommenden Ritter mit den Edelfrauen und Fräuleins.

Nach dem glänzenden Gelage begann ein ritterlich Spiel, im Turngehöft — der Vorläufer eines ernsteren. Die Bewohner des ganzen Murthales sprachen von dem prachtvollen Feste auf Pernegg.

Nachdem der Prunksaal im Flimmer vieler und vieler Lichter wiederstrahlte, und der ritterliche Pernegger aus dem goldenen Ahnenpocale das Wohl seiner Streiter und ihres Führers ausgebracht, erhob er sich, also redend: „Nun Schwester Agnes, in Mitte und Beyseyn dieser lieben, ehrenwerthen Versammlung hänge deinem Verlobten die Schärpe um, die du mit eigener Hand gefertigt, und den Helmbusch befestige, der voranleuchten soll, ein geheiligt Panier den Pernegger Mannen, daß sie ihren Führer kennen und nie verlassen in Gefahr.“ — Eine lautlose Stille verbreitete sich jetzt im weiten Saale.

Wülfing von Stubenberg aber kniete vor der schönen Agnes von Pernegg, zu empfangen das theuerste Liebespfand.

Agnes war so reizend, wie noch nie, ihr blondes Haar walle in langen, künstlichen Flechten über den Nacken, so weiß und glänzend, wie Marmor von Carara.

Sie neigte sich zu ihrem Erwählten hin, und hing ihm eine blaue, seidene, reichgestickte Schärpe um die eisenumhüllte Schulter.

Ein weißer Helmbusch sollte folgen, ein Symbol der Unschuld.

Da sprang Ritter Kuering vor, riß den Helmbusch dem Fräulein aus der zarten Hand und stellte ihn auf die Eisenhülle, die sein Haupt decken sollte.

„Bey Gott, Agnes! laßt auch mir ein heilig Zeichen mit in die Ferne nehmen, wo ich vielleicht verblute mit dem Gram in meinem Herzen, und Ihr, Ritter Wülfing, laßt mich fürder Euer Freund seyn.“

„Hand und waffenbrüderlichen Kuß darauf.“ — Der Vogt verzog ärgerlich das Gesicht, als er von ferne dies hörte und sah, und brummte für sich in den Bart:

„Der ist noch viel zu wenig Mann für meine Pläne, hüthe dich aber, Junkerchen, daß du nicht in deine eigene Falle gehst.“

Agnes, die schöne Agnes aber wurde purpurroth. „Mein theurer Stubenberg, ohne Helmschmuck sollst Du nicht ziehen. Ost und vielmahl hast Du meiner Haare Glanz bewundert. Zosen, ein schneidend Werkzeug her.“

Sie bekam's; mit einem Schnitte trennte sie die Haarflechten von dem Haupte und sagte: „Dies, dies soll Dein Helmbusch seyn.“

Wülfing vermochte, vor Rührung und Liebe übermannt, kaum seinen Dank auszudrücken — er deckte sein

männlich Haupt mit dem schweren Eisenhelme, und wie ein wogendes Saatsfeld im Scheine des Abendgoldes walle das Haar der reizenden Agnes über die polirte Stahlfläche. Wahrlich der schönste Helmbusch, den es geben konnte.

Mit grauem Morgen verließ Wülfing von Stubenberg und Kuering mit ihren wohlgerüsteten Mannen das Schloß Pernegg, anzutreten den Kreuzzug.

Lange, lange noch wehte Agnesens Schleier, vom Söller der Burg den letzten Gruß den Scheidenden nach.

So lärmend es in letzter Zeit im Schlosse zugegangen, so einsam, so traurig war es jetzt. Agnes weilte meist in ihrem Closet, der Pernegger erlustigte sich manchmahl durch die Jagd, wenn es sein Wundenstechthum zuließ; sonst mußte ihm der Vogt Märchen erzählen, und andere Kurzweil.

So ging es durch Jahre fort.

Selten sprach ein fahrender Ritter oder Pilgermann ein, und geschah dies, so wußte Keiner um den Gefragten Auskunft zu geben, nur so viel war zu erfahren: daß nach glücklicher Landung im Orient fortdauernde Kämpfe, Pest und andere Krankheiten den Deutschen stark zusetzten, und die Häuflein merklich zusammengeschmolzen seyen.

Die schöne Agnes harnte mit Lieb und Treu ihres Verlobten, aber er kam nicht.

IV.

Sechs Sommer waren seitdem verschwunden, das Nadelholz stäubte von den Bäumen, und auf den Alpengebeln lag bereits der erste Schnee.

In Pernegg hatte sich nichts verändert.

Da pocht es in der Dämmerstunde an das Pförtlein der Vogtey. Ein Mann stand davor, dicht verhüllt, dicht bebart, den Hut tief in die Stirne gedrückt.

„Wer ist's?“ räusperte, wie vor Jahren, der alte Vogt.

„Macht los den Kiegel — macht los!“ tönt es aus den Fen. Der Vogt öffnete. In der Kammer leuchtete er dem Fremdling mit der Hornlaterne ins Antlitz.

„Ey!“ fuhr er zurück, „Ihr seyd's, Ritter Kuering, Ihr?“

„Ja ich bin es, Alter, ich bin's.“

„Ihr seht keinem stattlichen Ritter ähnlich!“

„Reichtum bring ich keinen, Wunden wohl; — drey Jahre harte Slaverey, aus der ich entkam.“

„Und wo weilt der Stubenberger?“

„Vielleicht jenseits, wenn er noch nicht in der Heimath ist; seit ich den Ungläubigen in die Hände fiel, sah ich ihn nicht wieder.“

„Das paßt ja prächtig zu Eurer Werbung, Agnes ist schöner denn je — Ha! da streift mir ein Plan durch den Kopf.“

„Wißt Ihr noch was des Neuen? Eure Güter fielen Euch zurück, doch vergeßt nicht, ich hab Euer Schindbrief

noch wohl verwahrt, und was nützt Euch Burg ohne Hausfrau, nicht wahr? — Doch erzählt, wie Alles war.“

Sie sprachen lange und vertraulich mit einander, endlich brachte der Alte aus einem Schrein ein vergilbtes Pergament, krümelte mit halbeingetrockneter Sinte darauf, machte wie ein Schreiben das Ding zusammen, und steckte es nebst einer Rolle Geld dem Angekommenen zu.

„Also so und nicht anders habt Ihr zu handeln, gedenkt Eures Vorsahes und ritterlichen Versprechens. Niemand sah Euch, ruht hier aus die Nacht, labt, stärkt Euch, Ihr habt viel ertragen, dann ehe der Morgen graut, fort ans Werk.“ —

Der Thurmwart auf Pernegg stieß ins Horn. — Aber wie traurig schallten diese Töne, wie schauerlich in die Einsamkeit.

Der Pernegger und das Schloßfräulein schreckten auf ob des Liedleins, das er anstimmt. — „Vey Gott! was ist das — sicher Todesbothschaft.“ — „Ich ahne“ rief Agnes schmerzlich, „ich ahne nach so langem Harren, Stubenberg ist nicht mehr.“ —

Ein schwarz geharnischter Reiter mit geschlossenem Visir ritt den Burgweg heran, die Zugbrücke rollte herab, bald war er in dem Prunksaal empfangen.

„Ich bringe traurige Kundschaft heim,“ entrichtete er, „Stubenberg ist todt, er fiel, von den Ungläubigen in die Gefangenschaft geschleppt, unter ihren Streichen. Der Brief, mir von seinen Vertrautesten mitgegeben, bestätigt meine Kunde, untröstlich muß ich seyn, daß gerade ich es bin, der diese Trauerbothschaft überbringt.“

Er schlug das Visir zurück. Es war Kuering. Nun wehte vom Thurme die schwarze Fahne, die schöne Agnes hütete, von der Nachricht zu sehr ergriffen, das Bett, und der Pernegger sann nach, wie traurig es sey, sein Geschlecht aussterben zu sehen. —

Kuering wiederholte nun seine Besuche auf Pernegg oft und oft, und trat nach und nach mit seinen Wünschen wieder hervor. — Der schlaue Vogt unterließ nicht, den

Pernegger hiefür zu stimmen, so, daß dieser endlich nach Verlauf von einem und einem halben Jahre, nachdem die Bothschaft von dem Absterben seines Freundes Stubenberg sich durch nichts widerlegte, geneigt war, den Bitten Kuerings nachzugeben, und ihm die schöne Agnes zu vermählen. —

Diese blieb jedoch standhaft; noch ein halbes Jahr wollte sie harren. —

Auch das verging, seit vollen acht Jahren von ihren Verlobten keine Kunde, als die schmerzliche von seinem Tode. —

Zur Hochzeit war Alles vorbereitet, Agnes sollte Kuerings Gattinn werden; der Bruder wollte es so. —

Wieder seit Jahren einmahl war Schloß Pernegg freundlich geschmückt und festlich. — Die Glöcklein der Burgkapelle riefen zur Vermählung — nein, zum Gottesgericht. — Wülfing von Stubenberg war von Palästina heimgekehrt, er hatte erfahren, was geschehen. —

„Kuering, den Handschuh nehmt — Gott entschide zwischen uns.“ —

Der Gottesgerichtskampf fand auf dem freyen Felde Statt, das sich nahe der Burg ausdehnte.

Das wallende Haar der schönen Agnes, das Wülfing in einer silbernen Kapsel stets mit sich getragen, wogt wieder, ein flatternder Helmbusch, um den polirten Stahl. Kuering fiel dem Schwerte Wülfings.

Im Todesröcheln klagte Kuering den Vogt an, der sein Verführer war, und den Plan zur Sage von des Stubenbergers Ableben geschmiedet hatte. —

Dies geschah im Jahre 1000. Das Feld heißt noch heut zu Tage das Kennfeld, und noch nach neunhundert Jahren ist ein großer Steinhügel zu sehen, dessen Tiefe den Leichnam des Gefallenen birgt. —

Der Zopf der schönen Agnes prangt seit jener Zeit im Wappenschilder der Stubenberger. Wülfings Rüstung aber wird heute noch im Zeughause der Stände Steyermarks gezeigt.